

Das Werk



Soldaten der Arbeit.

Lichtbild: Debus.

Hochofenarbeiter auf dem „Schalker Verein“ (Deutsche Eisenwerke AG.).

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVII. Jahrg.

Düsseldorf



Februar 1937

Heft 2

thyssenkrupp Corporate Archives

Das Werk

XVII. Jahrg.

Düsseldorf, Februar 1937

Heft 2

Alles, was in Ordnung und mit Maß geschieht, ist des Lobes wert.

Das kleinste Werk, wenn es in Ordnung und mit Maß getan wird, gibt Ruhe inwendig und auswendig.

Je einfacher ein Ding ist, desto mehr Kraft und Stärke liegt darin.

Meister Eckhart

(um 1300).

Schaffensfreude.

Eine Betrachtung von H. Schumann.

Ein düsterer Philisterglaube wähnt, produktive Arbeit, die Gewicht habe, sei auch schwer oder lästig. Welch ein Irrtum! Nichts ist so beschwingt wie das Schaffen des produktiven Menschen. Wie könnte es auch sonst so viel Freude, ja Glück dem Schaffenden bereiten?

Nichts führt schneller und besser zu einer Meisterung von Schwierigkeiten und allen Widrigkeiten, gleichviel welche es sein mögen, als ein befreiendes Lachen.

Das Wort vom „befreienden Lachen“ ist vielleicht sogar das wichtigste Kapitel aller Lebenskunst, eben weil Lachen Sicherheit und Überlegenheit allen Erscheinungen und Ereignissen der Umwelt gibt.

Es hat vielleicht keinen größeren Meister einer Hygiene der Heiterkeit gegeben als Goethe. Wenn Goethe von irgendeinem besonderen Glück sprechen oder zum Ausdruck bringen wollte, irgend etwas sei besonders gut und schön, gleichviel was es auch sein mochte, dann nannte er es „heiter“. Mit welchem Ernst dagegen begann Goethe sein Leben und wie entwickelte er sich immer mehr im Laufe vieler Jahrzehnte zur vollen Heiterkeit! Nicht von Natur war sie ihm gegeben, sondern allmählich wurde sie ihm zu einer Aufgabe seines ganzen Lebens, und nicht zuletzt darum vermag er ja ein solches Vorbild zu sein. Als den Charakter der Deutschen erkannte er, „daß sie über allem schwer werden, und daß alles über ihnen schwer wird“. Dann das Bekenntnis: „Große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben.“ Wiederholt spricht Goethe von der „Bemühung, mich von dem Drang und Druck des allzu Ernsten und Mächtigen zu befreien, was in mir fort waltete und mir bald als Kraft, bald als Schwäche erschien“. Wesentlich ist auch das, was Zeitgenossen von Goethe über seine Heiterkeit sagen, die also nicht Gabe war, sondern Aufgabe, die große Aufgabe seines Lebens. Heinrich Voß berichtet: „Besonders gern erzählte er dann von seinem Leben, nie aber etwas anderes als heitere Dinge.“ Noch deutlicher berichtet ein anderer Zeitgenosse: „Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt.“ Es gehörte eben zu Goethes Lebenstechnik, daß er stets alles Erfreuliche hervorhob und alles Schmerzliche minder betonte, ja fast verschwieg. Hierin erblickte er einen der vielen Wege zur Produktivität, aber einen unerlässlichen.

Eine solche seelisch-geistige Haltung, die wir an Goethe bewundern, leitet zu einem Bejahen des Lebens hinüber, wenn sie nicht gar ein Bejahen selbst ist. Es gibt aber kein einziges Gesetz der Produktivität, das nicht in solchem Bejahen verankert wäre. Denn nur das Bejahende hat produktive Kraft und steigert alle Kräfte in uns, während das Verneinende die Kräfte lähmt. Gibt es darum eine wichtigere Aufgabe für den Schaffenden, als sich aus der Verneinung herauszuraffen?

Es kommt darauf an, das Leben in seiner Totalität zu sehen. Das Dasein schließt alle Glücksmöglichkeiten ebenso ein wie alle Abgründe des Leides, Geburt ebenso wie Sterben. Warum aber sich dann den Glücksmöglichkeiten verschließen? Sind diese uns nicht eingeboren und harren nur des Weckrufs, nicht minder wie die produktiven Kräfte in uns?

Gewiß, dieses Leben ist grausam und voll Bitterkeiten und Widrigkeiten, aber das alles ist nur ein Teil. Nur der Schatten läßt erkennen, daß es auch ein Licht gibt. Der produktive Mensch ist davon durchdrungen, wie unfruchtbar es ist, gar zu sehr auf die Schattenseiten zu blicken. Er weiß, daß jedes Ding seine Schattenseite ebenso haben muß wie seine Lichtseiten. Warum soll er sich denn nur oder vor allem mit dem

Dunklen beschäftigen? Warum soll er nur das Düstere und Bedrohliche sehen, zumal es so unfruchtbar macht? Dorthin zu schauen, wo die Sonne scheint, ist ein altes Rezept der Lebenskunst. Ist es dem Menschen nicht angeboren, so vermag er es doch durch Selbsterziehung zu erlangen. Doch es handelt sich um mehr als um ein Rezept; es berührt wichtigste Fragen der Erkenntnis.

Das Bild, in dem wir die Welt erblicken, ist nur das Bild unseres Ichs. Ist dieses Bild trübe und dunkel, so sind wir es. Nicht draußen geistern die Schatten, sondern im Ich. Wie falsch und sinnlos, ja wie unwürdig, nur das Dunkle zu sehen! Von allen Seiten kann das Leben genommen und betrachtet werden. „Ein Herz, das voll Freude ist, was es siehet“, sagt Luther, „das ist in allem fröhlich, aber ein traurig Herz, dem ist alles traurig, was es siehet.“ Das Traurige ist also nicht draußen, sondern in uns. Ob das Leben traurig oder fröhlich ist, hängt von nichts anderem ab als von unserer eigenen Einstellung zu ihm.

Gerade das Leid in der Welt ruft uns zum Schaffen auf. Produktives kann sich nur vom Boden des Unproduktiven abheben, wie alles „Gute“ nur vom „Bösen“. Das Unvollendete, Unproduktive ist für den Schaffenden ein „Stachel der Vollendung“, und darin liegt die biologische Bedeutung des Unzulänglichen. Alles Leben kennt Schutzmaßnahmen gegen Gefahr. Erst recht die Seele: Sie hat Vitalität und Lebensfreude als Abwehrstoffe.

Der produktive Mensch bejaht vor allem seinen Beruf, denn sein schöpferischer Instinkt sagt ihm, daß solche freudige Bejahung einen Sinn in sein Dasein trägt, ihm schöpferische Harmonie gibt und seine Fruchtbarkeit erhält. Verneinen hat nur dort Sinn und Wert, wo es gilt, die Bahn freizumachen für das Bejahende, Lebensfreudige, das nicht durch das Nein eingengt werden darf. Das Nein wird also unfruchtbar, wenn es die Verbindung zu einem Ja verliert, zu irgendeiner Lebensbejahung, wenn es nicht einem Ja zu dienen vermag. Doch auch ein sinnloses Ja vermag nicht minder unfruchtbar, ja hemmend zu wirken.

Goethe verdanken wir die überraschende Erkenntnis, daß Wahrheit für uns Menschen in nichts anderem zu suchen ist als in allem, was fruchtbar ist, also in der Produktivität: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr.“

Der produktive Mensch handelt. Er fragt nicht das Leben, denn das wäre doch vergeblich. Wenn aber der Mensch nicht fragt, sondern handelt, dann plötzlich wird ihm die Antwort zuteil, und wieder aufs Schaffen geht sie hinaus. Nichts aber fordert so zum Schaffen auf, wie die Natur um uns und in uns; nichts gibt es in ihr, was auch nur einen Augenblick unschöpferisch wäre.

Nichts anderes bedeutet das Hineintragen der Naturvernunft in das praktische Leben. Hierin liegt das beglückende Geheimnis allen Schaffens von Werten: Die Naturvernunft ins Menschenleben projizieren!

Man kann es nicht oft genug wiederholen: Schaffen heißt nichts anderes, als die Naturvernunft, die Harmonie und die Kräfteverteilung des Lebens in seinem eigenen Dasein wirksam zu machen, daran zu wirken, daß sie in die Lebensordnung der Menschheit hineingetragen wird.

Aus „Arbeitslust und Schaffensfreude“.
Carl Reißner Verlag, Dresden.



Lichtbild: Archiv Vereinigte Stahlwerke.

Vorplatz der Roterei „Alma“ (Eisenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft).
Im Hintergrunde die Hochofen des „Schalker Vereins“ (Deutsche Eisenwerke AG).

Technische Gestaltung als Kulturaufgabe.

Vortrag, gehalten in der Technischen Hochschule Dresden von Professor Dr.-Ing. e. h. Karl Arnhold,
Leiter des Amtes für Berufserziehung und Betriebsführung in der Deutschen Arbeitsfront.

Eigentlich war mir die Aufgabe gestellt, über „Technik und Kultur“ zu reden. Aber wenn ich, der ich aus der Praxis komme, darüber hätte sprechen müssen, hätte ich bestenfalls ein paar schöngeistige Betrachtungen anstellen können, hätte Ihnen mehr oder minder passende Vergleiche und Gegenüberstellungen geboten oder Überschneidungen angedeutet und Ab-

grenzungen des Themenbereichs versucht. Das hätte keinen praktischen Wert gehabt, vielleicht noch nicht einmal einen ideellen Wert. So hat ich denn, das Thema anders fassen zu dürfen, und zwar: „Technische Gestaltung als Kulturaufgabe“. Dabei habe ich auf das Wort Gestaltung ganz besonderen Wert gelegt, weil es seinem Begriff nach für mich

die lebendige Aufgabe der Technik in sich birgt, der Technik als Formung, als Meisterung, als Lebensäußerung und als umfassendes Wirkungsfeld menschlicher Schaffenkräfte.

Die Urzelle dieser Schaffenkräfte nun und gleichsam das unterste Organ, in dem sich die Arbeit abspielt, ist der Betrieb. Er ist gewissermaßen das einfachste und das übersichtlichste Wirkungsfeld technischer Betätigung und darüber hinaus ist er der Lummelplatz der gestaltenden Kräfte. Kurz, er ist im Bereiche technischer Arbeit der Gestaltungsraum. Wie jede Zelle, ist aber der Betrieb nicht etwas Totes, sondern er ist pulsierendes Leben, ein unteilbares Ganzes, ein Organismus wie die Familie, die die unterste Zelle des Staates ist.

In diesem Organismus des Betriebes nun gibt es zwei Welten, die miteinander ringen, einmal die Sachwelt, also die Welt der Materie, der Werkzeuge, der Maschinen, des Stoffes, der Konstruktion, der Organisation, des Geldes, diejenige Welt also, die wir Ingenieure mit den mathematisch-physikalischen Formeln zu steuern gelernt haben. Auf der ganzen Erde ist diese Welt, die sich auf den Gesetzen der Mathematik und Physik aufbaut, gleich und unwandelbar; sie ist gewissermaßen international. Aber außer dieser ersten Welt, die wir Ingenieure aufs genaueste durchforscht haben, die wir kennen und gestalten, lebt im Betriebe noch eine zweite, eine Welt, die im Gegensatz zur ersten ihr Eigenleben führt: die Welt des Menschen. Diese Lebenswelt, innerhalb derer der Mensch mit seinem Fühlen und Denken, mit seiner Liebe und seinem Haß bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, mit Herz, Seele und Gemüt wirkt und gestaltet, diese Welt ist nicht international, denn sie ist in der Seele, im Blute der schaffenden Menschen verankert, sie ist blut- und rassebedingt; und so war es, daß alle Naturgesetze unwandelbar sind, ja, daß jede Vergewaltigung der Naturgesetze sich bitter rächt. Und so sicher es ist, daß diese für die Sachwelt gültigen technischen Formeln internationale Bedeutung haben, ebenso wahr ist es aber auch, daß alle technische Gestaltung vom deutschen Herzen empfunden, vom deutschen Menschen erlebt wird und aus deutschem Blute erwächst. Denn die Technik ist kein Ding an sich, sondern sie ist aus dem Leben eines Volkes geboren: sie ist Teil des Volkslebens, ist Teil des Volkstums und damit auch Lebensausdruck des Volkes selbst.

Schon immer hat man versucht, zwischen der betrieblichen Sachwelt und der Welt des Lebens eine Brücke zu bauen. Aber das mußte scheitern, weil man infolge des im neunzehnten Jahrhundert vorherrschenden Materialismus und seiner politischen Begleiterscheinungen das Wesentliche nicht erkannte.

An dieser ganzen Lage konnte auch dadurch nichts verändert werden, daß man sich aus Gründen der Produktionssteigerung bemühte, sich des „Faktors Mensch“ in sozialer Hinsicht anzunehmen, um ihm das Verhältnis zur betrieblichen Sachwelt erträglicher zu machen. Immer wieder zeigte sich das gleiche Bild: Trotz höchster Mechanisierung und Rationalisierung wurden die inneren Reibungen im Betriebe immer stärker, und ebenso wurde auch die Sehnsucht immer größer, aus dieser „Vernunftsehe“ herauszukommen in ein Bereich, wo man jenseits der Maschine und der Arbeit sein Glück suchen könnte.

Erst der Nationalsozialismus hat eine Brücke zwischen der betrieblichen Sachwelt und der Welt des Menschen zu finden vermocht, und zwar dadurch, daß er die Arbeit nicht als eine mechanische Angelegenheit empfindet und nicht als ein bloßes Mittel zum Broterwerb und zur Lebenssicherung, sondern daß er in der Arbeit vor allem die Idee und das Ideal seiner Weltanschauung verwirklicht sieht. Am stärksten kommt dies in einem Ausspruch des Führers zum Ausdruck: Du bist nichts, dein Volk ist alles. Die Erfüllung dieses Ideals liegt nicht im Leben des einzelnen Menschen, auch nicht im Dasein eines einzelnen Betriebes, sondern diese Erfüllung liegt ausgesprochenermaßen im Irrationalen: Dein Volk, dein Blut ist alles!

Mit letzter Eindeutigkeit hat der Nationalsozialismus erkannt, daß es ausgesprochenermaßen eine Frage der Weltanschauung ist, unter welcher Voraussetzung ich arbeite und schaffe. Er hat es erreicht, daß die angebliche Unmöglichkeit einer „Vermählung“ zwischen Mensch und Maschine zur Wahrheit wurde, oder, wissenschaftlich ausgedrückt, er hat die Synthese zwischen der Sachwelt und der Lebenswelt, zwischen der betrieblichen Bedingtheit und der menschlichen Eigengesetzlichkeit gewagt. Reichsorganisationsleiter Dr. Len hat dies mit dem Satz ausgedrückt: Es ist möglich, den Takt der Maschine mit dem Rhythmus des Blutes zu vereinigen. Für den Nationalsozialismus ist das Werkzeug, die Maschine, die Organisation, kurz der gesamte technische Apparat des Betriebes nicht ein „Ding an sich“, sondern er sieht darin den formgewordenen Willen des arbeitenden Menschen, der das Werkzeug und die Maschine erdacht, erfonnen, erkämpft und gestaltet hat. Somit gehört die Sachwelt nicht zur sogenannten Materie, sondern sie ist vorgeleistete Arbeit, vorgeformter Geist, gewissermaßen versachlichter Wille. Wer hätte angesichts dieser Tatsache den Mut, zu behaupten, daß beispielsweise die Schnellzugslokomotive, die täglich zwischen Berlin und Hamburg einherbraust, nichts anderes wäre als eine „tote Sache“? Nein, in dieser Maschine vereinigen sich das Wissen und Können, das Kämpfen und Wollen von Borzig und Hentschel und all ihrer Mitarbeiter, sie ist das Ergebnis eines geistigen Ringens und Gestaltens, das diese bestimmte Form angenommen hat; und auch gerade diese Form wird nicht die letzte sein, es wird weiter gearbeitet werden, und es werden aus gleichem Geiste neue Formen entstehen. Oder betrachten wir die Entwicklung des Flugwesens: In jedem Flugzeug lebt ein Teil des kühnen Geistes von Lilienthal weiter. Ohne ihn, ohne sein Leiden und Kämpfen und ohne den Einsatz seines Lebens wäre es nicht geworden.

Geist kommt zu Geist, und Geist läßt sich nur mit Geist vereinigen, wenn wir auch wissen, daß die Synthese zwischen Geist und Sache niemals ganz aufgeht, sondern daß die letzten Dinge auf dieser Welt nur mit dem Einsatz der Pflicht und oft genug mit zusammengebissenen Zähnen erledigt werden können. Es ist aber möglich, die Synthese zwischen Mensch und Maschine anzustreben. Wer gegen die Gesetze der Sachwelt und die innere Gefeslichkeit der Menschenwelt verstößt, wird aber immer wieder das ernten, was wir in unseren Betrieben, wenn sie diese Synthese nicht verkörpern, finden: innere Spannungen und innere Reibung. Wer sich zum Beispiel gegen den Geist der Materie versündigt, also etwa Gusseisen auf Zug beansprucht, wird sich nicht zu wundern brauchen, daß eine Konstruktion einen Knacks bekommt; und wer ein Lager zu schmal konstruiert, wird erleben, daß dieser Verstoß sich in eine höchst gefährliche Wärme umzusetzen vermag. Zwar läßt sich diese Wärme künstlich abführen, aber es bleibt, im ganzen gesehen, ein schwerer Fehler, das heißt, ein Versagen dessen, der das Lager entwarf.

Ebenso verhängnisvoll, nur viel weittragender wirkt es sich aus, wenn man sich im Betrieb gegen die Welt des Lebens versündigt. Hier liegt vermutlich auch die Lösung des Rätsels, warum wir Ingenieure nicht mehr weiter mußten. Wir beherrschten die Sachwelt bis zur letzten technischen Vollendung, aber wir machten die Menschen weder froher noch freier. So fühlten sie sich um so mehr gedrückt und bedrückt, je höher die technische Leistung war, und dies deshalb, weil wir die Sachwelt einseitig entwickelten auf Kosten des Menschen. So entstanden in dem Menschen — das können wir heute sogar wissenschaftlich nachweisen — zunächst einmal vorzeitige Ermüdungserscheinungen, Unlustgefühle, Stumpfheit, die sich bis zum Haßgefühl gegen alles steigern können, was mit Arbeit, Betrieb und Wirtschaft irgendwie zusammenhängt.

Es wäre also falsch, anzunehmen, Höchstleistungen in dem



Kathedrale der Arbeit.

Lichtbild: Debus.

Hydraulische Prüfung der fertigen Rohre im Freg-Moon-Werk.
(Deutsche Röhrenwerke AG., Werk Thyssen-Mülheim - Vereinigte Stahlwerke AG.).

Gestaltungsraum des Betriebes und der Wirtschaft dadurch zu erreichen, daß man sich auf einen einseitigen Ausbau des technischen und sachlichen Teils beschränkt. Mit anderen Worten: Man kommt nicht weiter, wenn man des Glaubens ist, die Dinge von der materiellen Seite aus meistern zu können. Richtig und entscheidend vielmehr ist, daß im Bereich menschlicher Arbeit erst dann Höchstleistungen erreicht werden, wenn ein organisches Zusammenspiel der sachlichen und seelischen Kräfte ermöglicht wird; erst dann tritt das ein, was der Ingenieur sucht: reibungsfreier Ablauf des Betriebsanges, frohschaffende Menschen und höchste ökonomische Erfüllung und Leistung.

Hierin liegen außerordentlich wichtige Erkenntnisse für den Vierjahresplan, den wir eben zu verwirklichen beginnen. Dieser Vierjahresplan ist keine einseitige „Bauangelegenheit“, sondern ausgesprochenermaßen eine geistespolitische Aufgabe. Sicherlich brauchen wir das „Gebäude“ und sicherlich brauchen wir „Erfindungen“. Aber entscheidend ist der Geist, in dem wir all diese Dinge innerlich erleben, Dinge, die mehr sind als das Materielle, das heißt die das verkörperte Wollen und der unbändige Lebenswille eines großen Volkes sind, frei zu werden. Darauf kommt es letzten Endes an.

Mit dieser Auffassung ist ein völliger Umbruch des bisherigen Arbeits- und Wirtschaftsbegriffs verbunden; geht es doch nicht nur um eine völlig neue Sinngebung des Betriebes, sondern auch um eine völlig neue Zwecksetzung der Betriebsarbeit. Mit anderen Worten: Alle Gestaltungsarbeit am und im Betriebe stellt uns vor eine ausgesprochen kulturpolitische Aufgabe.

Wir wollen versuchen, dies einmal des näheren zu betrachten.

Nach unserer heutigen Auffassung ist der Betrieb zunächst einmal eine Kampfeinheit in der Front völkischer Selbstbehauptung, und die Kampfmittel, die wir einzusetzen haben, sind Werkzeuge, Maschinen, Organisation, das heißt das gesamte Gebiet der Technik. Daraus ergibt sich eindeutig, daß nach unserer festen Überzeugung diese Sachwelt keinerlei Selbstzweck mehr hat, sondern nichts anderes ist als Werkzeug in der Hand des kämpferischen Menschen. Daher ist es auch eine Selbstverständlichkeit, daß wir die Kampfmittel auf den höchsten und wirksamsten Stand technischer Entwicklung bringen, der uns möglich ist. Das heißt, wir haben den unabdingbaren Vorrang des arbeitenden Menschen vor der betrieblichen Sachwelt durchzusetzen, und zwar dadurch durchzusetzen, daß wir für eine meisterhafte Beherrschung der Werkzeuge und Maschinen durch geeignete Schulung Sorge tragen; und schließlich, daß wir die soldatischen Begriffe der Ehre, der Treue und der Pflichterfüllung, wie sie im Geseß zur Ordnung der nationalen Arbeit niedergelegt sind, in der Kampfeinheit des Betriebes lebendig machen.

Der Betrieb ist aber nicht nur eine Kampfeinheit, sondern er ist darüber hinaus auch ein Lebensraum, worin sich Eigenart und Persönlichkeit des deutschen Menschen entfaltet. Damit ist uns die Aufgabe gestellt, innerhalb des betrieblichen Lebensraumes für die größtmögliche Entwicklung der Arbeitspersönlichkeit zu sorgen. Der deutsche Mensch besitzt, gegenüber den Angehörigen anderer Völker, drei ausgeprägte und unverlierbare Eigenarten: er ist einmal ein Kämpfer, dann ein Werker und drittens ein faustischer Mensch, der nichts tun kann ohne das Wissen um Sinn und Zweck seiner Arbeit. Das heißt, der Betrieb ist der Lebensraum, worin sich das Kämpferische, das Handwerkliche und das Denkerische des deutschen Menschen erfüllen kann und muß. Dabei haben wir uns bewußt zu sein, daß der arbeitende Mensch den wertvollsten Teil seines Lebens im Betriebe und damit unter unserer Führung verbringt. Die acht besten Stunden des Tages ist er bei uns und erfüllt sich in seiner Arbeit, während er außerhalb des Betriebes, jenseits der Arbeit, bestenfalls nur auf Randgebiete-

ten erfaßt wird. Man kann also sagen, daß wir ihn während der Arbeit in seinem wirklichen Leben haben.

In dem Lebensraum des Betriebes nun sind ganz bestimmte kulturpolitische Aufgaben zu erfüllen, die niemals in ihrer technischen Vereinzelnung gesehen werden dürfen. Da ist zunächst die scheinbar sehr einfache aber überaus wichtige Aufgabe, die Menschen so an ihren Beruf heranzubringen, daß sie ihn im wahrsten Sinne des Wortes ausfüllen. Wir haben also die blutsmäßige „Berufung“ zu erkennen, damit jeder an den Platz kommt, zu dem er innerlich die „Berufung“ in sich trägt. Das ist eine Aufgabe, die etwa mit der eines Schatzgräbers zu vergleichen ist, der in das Wesen der Menschen, in ihr Blut, in ihre Vergangenheit eindringen muß und der aus diesen Erkenntnissen heraus für die ihm anvertrauten Menschen den Arbeitsplatz sucht und gestaltet, an dem sie sich „erfüllen“ können. Wie weit verzweigt alle diese Fragen sind, möge ein kurzer Hinweis auf die sogenannten Goutypen beleuchten: es ist durchaus nicht möglich, an einer beliebigen Stelle ein beliebiges Werk zu errichten; nicht umsonst sind beispielsweise die Uhrenindustrien in tief eingeschnittenen Gebirgstälern zu Hause. Die industriellen Standortfragen hängen also aufs engste mit der Frage der „Goutypen“ zusammen.

Die zweite vorwiegend kulturpolitische Aufgabe im Betriebe ist die Berufslenkung. Wir leiden augenblicklich schwer darunter, daß viele Menschen in einem falschen Berufe stehen. Auf der letzten Tagung des Amtes für Berufserziehung und Betriebsführung in Berlin wurde die Zahl der in falschen Berufen stehenden Menschen mit etwa 3,5 Millionen angegeben. Es ist eine geradezu riesenhafte Aufgabe, die kommenden Berufe zu lenken und voranzuschauen, was in den nächsten Jahrzehnten für Menschen in Deutschland gebraucht werden. Denn wir müssen, um eine Fehlleitung von wertvollstem Volksgut zu vermeiden, bereits jetzt in der unmittelbaren Gegenwart planmäßig darangehen, die Berufswahl zu steuern, planmäßig einzusetzen und schließlich die eigentliche „Berufung“ jedes einzelnen zur höchsten Entfaltung zu bringen. So ist es gewissermaßen eine gärtnerische Tätigkeit, durch Arbeitsschulung und Berufserziehung die Menschen soweit zu bringen, daß sie nicht mehr am Werkzeug kleben, daß sie nicht mehr unter der Maschine frönen, sondern daß sie die Materie beherrschen. Hier liegt das Geheimnis der Arbeitsfreude, und hier liegt das Geheimnis für all das, was den Arbeiter freimacht oder niederdrückt. So liegt denn auch der ideelle Gewinn einer solchen meisterhaften Beherrschung der Materie im Freiheitsbewußtsein, im Herrschergefühl und vor allem im Gefühl der eignen Wertigkeit und des Arbeitsstolzes, der im Herzen aufspringt, wenn man es einmal so weit gebracht hat, daß nicht die Materie „führt“, sondern daß der Mensch sich über die Materie erhebt und sie sich zur Dienerin macht.

Richtig aufgefaßt sind dies alles aber kulturpolitische Gestaltungsaufgaben großen Stils. Hier spielt eine völlig neue Gedankenwelt, eine neue Weltanschauung der Arbeit hinein: wir erinnern nur an den Begriff der Arbeitshilfe, an die Arbeitsstudien, an das hohe Ideal der Betriebsgerechtigkeit und damit auch der Lohngerechtigkeit.

Auch für den Betriebsführer ergeben sich damit gerade von der nationalsozialistischen Weltanschauung her ganz neue Aufgaben und ganz neue Problemstellungen: Er ist nicht mehr der Sachwalter der Technik, sondern ein Führer, der Mensch und Maschine, Arbeitsgemeinschaft und Betrieb zu einer Einheit zusammenschließt; kurz, er ist Offizier der Wirtschaft. Insofern greifen die ihm gestellten Aufgaben weit über den technischen Bereich hinaus. Wenn wir diese Aufgaben als kulturpolitisch bzw. volkspolitisch gekennzeichnet haben, dann ist das nur der Ausdruck dafür, daß der Betrieb als Führungseinheit und Organismus zum Abbild des Staates werden muß.



Soldaten der Arbeit.

Lichtbild: Debus.

Hochofenarbeiter beim „Schalker Verein“.
(Deutsche Eisenwerke AG. – Vereinigte Stahlwerke AG.).

Denn wir müssen diesen unseren nationalsozialistischen Staat jedem einzelnen Werker sichtbar machen; es genügt durchaus nicht, daß er gleichsam von oben her „etwas vom Staate hört“, sondern dieser Staat muß ihm in der Arbeitsgemeinschaft selbst, in ihrer Formung und Gliederung zu einem immer sich erneuernden Erlebnis werden.

Mit dieser Auffassung werden aber alte Vorstellungen und Begriffe lebendig, die irgendwie noch im Volksleben und im Volkstum verwurzelt sind: das „Kapital“ bekommt das Gepräge des Lebens; nicht derjenige bekommt vom Staate

das Kapital, der es versteht, am besten damit Geschäfte zu machen, sondern derjenige, der es am getreuesten für die Gemeinschaft anwendet. Damit wird aber der Begriff des alten deutschen Lebens in zeitgemäßer Abwandlung wieder lebendig, und ähnlich ist es auch so mit dem Wiedererwachen des germanischen Führertums, das ja nichts anderes ist als der Drang nach Freiheit, nach Selbstverantwortung, gebunden an die Verpflichtung gegenüber der Volksgemeinschaft, also das, was der Führer auf dem letzten Parteitag in Nürnberg so wundervoll als den Beauftragten der Arbeit

bezeichnet hat. Keiner mehr kann machen, was er will: Freiheit ist ihm gegeben, sogar absolute Freiheit, aber Freiheit im Gehorsam, im Dienste der ganzen Nation. Kurz gesagt, es handelt sich hier nicht um die „Freiheit wovon“, sondern um die „Freiheit wozu“. Hiermit ist aber die als Kulturaufgabe aufgefaßte technische Gestaltung noch längst nicht erschöpft. Wir müssen einen Schritt weiter tun. Alle Persönlichkeitsentfaltung und damit auch alle Leistungsentfaltung setzt dreierlei voraus: einmal das Wissen um Sinn und Zweck der Arbeit; denn ohne dies Wissen können wir den faustischen deutschen Menschen weder zur höchsten Leistung, noch zur höchsten Persönlichkeitsentfaltung bringen, und zwar deswegen nicht, weil er nicht um der Arbeit willen arbeitet, sondern weil er den inneren Sinn und das, was die Welt dieser faustischen Dinge im wesentlichen zusammenhält, erkennen muß. Für den Betrieb und die Betriebsarbeit bedeutet dies die Entstehung neuer Formen. Nur diejenige Form der Arbeit wie der Betriebsorganisation wird höchste Leistung bringen, die auf einer für alle durchsichtigen Organisation aufgebaut ist, die jeden einzelnen den Standpunkt erkennen läßt, von dem aus er das Werksganze zu überschauen vermag. Eine weitere Voraussetzung sind klare Leitgedanken und faßliche Arbeitsmethoden, die jedem in der täglichen Arbeit erkenntlich sein müssen. All dies läuft aber dahin hinaus, daß wir den Betrieb zu einem lebendigen Organismus gestalten, und daß wir vor allen Dingen an der Formung einer echten Gemeinschaft und nicht an einer Interessengemeinschaft arbeiten, die alle nur deshalb zusammenhält, weil sie Geld verdienen wollen. Es geht gewissermaßen um die verschworene Gemeinschaft einer Kompanie, bei der alle wissen, worum es geht, und die den Stärksten und Mütigsten an der Spitze hat.

Zur Voraussetzung einer organischen Persönlichkeits- und Leistungsentfaltung gehört aber auch die Formung des Arbeitsplatzes und des Arbeitsraumes, die überhaupt nur als Kulturaufgabe zu deuten ist. Für die praktische Durchführung dieser Formung haben meine Freunde die Formel „GDC“, nämlich Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit, gefunden. Diese drei Worte sind der Leitstern für die gesamte Gestaltung des Arbeitsplatzes wie des Arbeitsraumes, von der Farbgebung angefangen bis zu dem Begriff, der Ihnen allen geläufig ist: der Schönheit der Arbeit. Aber darüber müssen wir uns ganz klar sein, es geht hier nicht um die Schönheit an sich, es geht um die Aufgabe, die Menschen von allen Hemmungen freizumachen und sie zur höchsten Entfaltung ihres Könnens und ihrer Leistung zu bringen.

Diese Aufgabe ist deshalb so schwierig, weil hier der Einfluß der Sachwelt und damit auch der Routine so überaus groß ist. Ich möchte hier nicht, obwohl der Vergleich naheliegt, das Verhältnis zwischen mechanisierter Sachwelt und Mensch an Soldaten erläutern. Fest steht eines, daß gerade im Kampfe der Wert des Mannes trotz der Technik entscheidend bleibt. Darum fordert die neue „Truppenführung“ selbständig denkende und handelnde Kämpfer, die jede Lage überlegt, entschlossen und kühn ausnutzen, Kämpfer, die von der Überzeugung durchdrungen sind, daß es zum Gelingen auf jeden ankommt. Gerade das Beispiel des Soldaten zeigt, daß die mechanisierte Sachwelt niemals entscheidend ist.

Was für den Soldaten gilt, gilt ebenso für Führer und Gefolgschaft im Betriebe: Gerade als Betriebsführer haben wir uns davor zu hüten, den mechanischen Teil unserer Aufgaben zu überschätzen. Routine führt zu nichts. Entscheidend in Wirtschaft und Heer ist der Geist, der die Dinge zu meistern in der Lage ist.

Es genügt nicht, daß wir bei der technischen Gestaltung wie gebannt auf die Erzeugnisse aus Stahl, aus Eisen, aus Holz blicken oder daß wir immer nur die Konstruktion im Auge haben, denn innerlich steckt im Produkt ja viel mehr als das

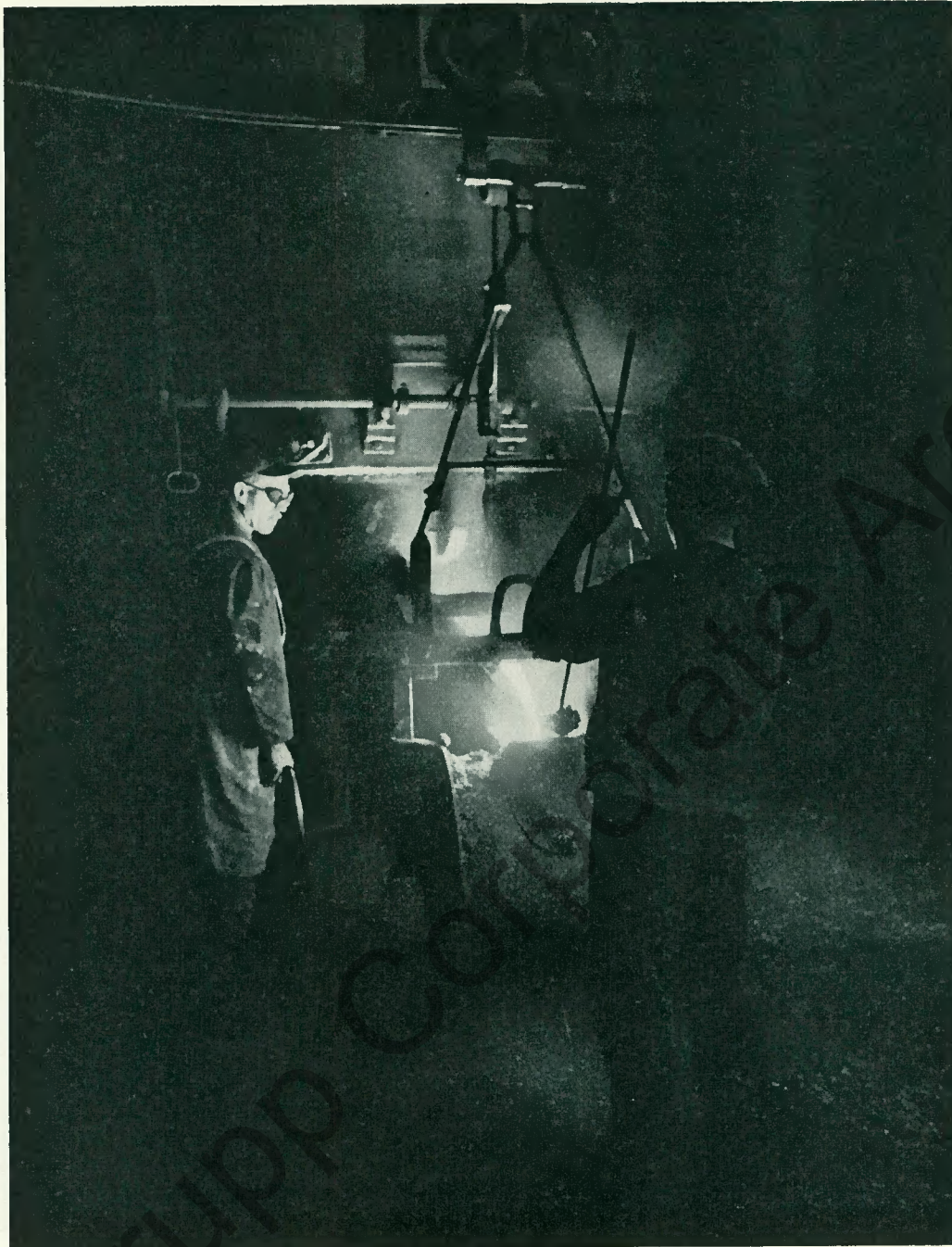
Materielle; mehr deswegen, weil jedes Arbeitserzeugnis, jedes Werkzeug, jede Maschine schließlich und endlich aus dem Geistigen selbst stammt. Darum haben wir nicht nach dem Sachwert des Erzeugnisses zu fragen, sondern nach der Tüchtigkeit, Anständigkeit, Erfahrung, Treue, nach dem Talent, dem Pflichtbewußtsein und dem Kameradschaftsgeist, der ein technisches Kunstwerk erst möglich gemacht hat. Wir haben nach dem Wagemut, dem Unternehmungsgeist, dem kämpferischen Willen zu fragen, der alle Widerstände überwindet und uns zum Sieg über die Materie führt. Nicht zuletzt haben wir uns über den Einfluß geistigen Könnens, konstruktiver Phantasie, schöpferischer Kraft und kluger Kombinationsgabe klar zu werden, alles Kräfte, die sich gerade aus ihrer Natürlichkeit heraus kulturbestimmend auswirken.

Wer daher diese Kräfte in der deutschen Wirtschaft, im Heer und überall da, wo Kultur zu Hause ist, entfalten will, muß die Menschen, die gestaltend tätig sind, auch an den Werken der Kultur teilnehmen lassen. Hierin liegt der tiefere Sinn des Werkes „Kraft durch Freude“; denn dieses Werk ist mehr als Unterhaltung und selbst mehr als bloße Entspannung. Wir wollen ja vor allem in den Menschen, die im Betriebe gestaltend wirken, die Kräfte dadurch lebendig werden lassen, daß wir sie auch außerhalb des Betriebes an allen Kulturgestaltungen teilnehmen lassen, also an der Schönheit der Landschaft, an den Werken unserer Dichter und Denker, an den Gebilden unserer Künstler und an den Ergebnissen deutscher Wissenschaft. Denn in all dem entfalten sich die gleichen Kräfte, die auch in der Arbeit selbst gestaltend wirksam sind. Allerdings müssen neue Wege gefunden und neue pädagogische Formen angewandt werden, damit die Menschen die Kulturgüter der Nation innerlich aufnehmen und so erleben, daß in ihnen Kräfte wach werden, die sich dann wieder im Lebensraum des Betriebes, also in der gestaltenden Arbeit für unser Deutschland zum Ausdruck bringen lassen. Hier liegt auch die lebendige Brücke zwischen technischer Gestaltung und dem Kulturschaffen der Nation, und hier wirken jene Kräfte, die die Arbeitsstätte des Betriebes zum Range einer Kulturstätte der Nation erstreben.

Über all diesen Dingen aber muß, wie ich bereits zu Anfang sagte, leuchtend die Idee, das Ideal stehen. Jenes Ideal, das die gestaltenden Kräfte wie in einer Brennlinse in sich vereint, wegweisend und durchdringend Generalnenner und Marschrouten zugleich ist und das schließlich der Magnet wird, der das ganze Kraftlinienfeld richtet und ausrichtet. Dieses Ideal lebt kraft unserer nationalsozialistischen Weltanschauung, es lebt kraft der Tat des Führers, und es findet seinen sichtbaren Ausdruck in unserer neuerstandenen Armee, in dem Willen, uns freizumachen von den Rohstoffquellen des Auslandes, in den Bauten, die der Führer errichtet und in seinen Straßen, die im Grunde nichts anderes sind als der Wille, dieser Zeit ein sichtbares und dauerndes Kulturdenkmal zu setzen. Sie sind nicht „strategischer“ Art und nicht Arbeitsbeschaffungsprogramm an sich, sondern Gestalt gewordener Kulturwille.

Schließen möchte ich damit, daß ich Sie im Geiste auf einen Werkplatz führe, wo drei Steinmetzen tätig sind. Wir treten an den ersten heran, klopfen ihn auf die Schulter und sagen: Was machen Sie da? Achselzuckend dreht er sich um und sagt: Sie sehen doch, ich behau den Stein! Wir treten zum zweiten und fragen: Und was machen Sie? Verärgert und vergrämt gibt er zur Antwort: Na, ich muß doch schließlich Geld verdienen! Und nun treten wir zum dritten, und dieser schaut frei und frisch in die Weite und sagt: Ich baue mit an einem Dom!

Lehren wir unsere Studenten, daß sie in aller Kleinarbeit mitbauen an einem Dom, und lernen wir auch selbst in unserer Kleinarbeit, daß wir mitarbeiten dürfen an einem großen kulturellen Bauwerk, an einem Dom: am neuen Deutschland!



In der
Eisengießerei.

Lichtbild:
M. Göllner.

Arbeit.

Gedanken um ein Wort

von Wolf Justin Hartmann.

Es ist nur ein kleines Wort; Buchstabe hinter Buchstabe.

Es spricht sich wohl kurz und bequem; eine geübte Zunge vermag flink darüberzuspringen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß so viele straucheln und stolpern, wenn sie diese beiden armseligen Silben einmal in den Mund nehmen müssen. Mancher freilich ist schon so ungeschickt, daß er sogar einen Anruf und eine Forderung hört, sobald dies Wörtchen fällt. Der Anruf hallt, er dringt ein, von einem Ohr zum anderen, wird ein unerquickliches Mahnen, und ist verflogen, verflüchtigt in einem Atemzug, kaum, daß man das Wörtchen geschrieben oder sonst vor sich gesehen hat, kaum,

daß man es las oder aussprach und vielleicht — zu begreifen vermeinte.

Bis jene Stunde kommt, wo sich ein heller Laut mit Dunkelheiten füllt, und die Mächte offenbar werden, die sich in dem Wort verbargen.

Und die Mühsal naht, die Beschweris und die Bedrängnis. Die Pflicht ist da und heischt und die Notwendigkeit. Dann wieder ein bitteres Fragen, ein Hadern und ein Nechten. Oder Verzweiflung, Empörung, der Aufstand gegen das Schicksal, gegen Gott und die Welt, die Menschen und die Dinge. Bald lächelt Zufriedenheit, ein in sich ruhendes Glück, ein Entrücktsein und Selbstvergessen, bald auch Stolz und gar Hochmut.

Maßlose Eitelkeiten vermögen in ihm zu gebieten, Ehrgeize, Süchte und Bierden nach Herrschaft, Ruhm und Genuß. Oder die seltene Gabe einer ehrfürchtigen und doch heiter-beseelten Gläubigkeit an eine Berufung und Sendung wirkt wunderbar aus seinem sooft verwandelten Wesen.

Groß und schwer sind die Mächte in diesem einen Wort.

Und endlos und uner schöpfl ich sind die Klänge aus all den Mächten.

Und doch tönt es daraus in einer besonderen Weise.

Das Leben selbst schafft sich in diesem Wort seine ewige Melodie.

Hören wir denn nicht alle, ja, jeder einzelne von uns, ein Klirren von Geschirr, von Tellern, Löffeln, Bestecken, Schüsseln, Löffeln und Töpfen, tagein, tagaus das gleiche Geräusch eines Luns, das uns von Kindesbeinen an die Nahrung verhielt und den Hunger unserer wachsenden Leiber stillte? Und dringt nicht immer wieder in einer späten Stunde mit dem Lichtschimmer durch die Ritzen einer Tür das Klappern der Nähmaschine zu uns in die Kissen und Decken, zu uns, bis in die Träume? Sehen wir nicht eine Hand, die Zwirn und Nadel führte, die eine Schürze umbindet, eine Tasche, ein kleines Netz oder einen Korb entleert, nach all den alltäglichen Gängen, straßenauf und gassenab bei jedem Wetter und Wind? Hat diese Hand nicht wie selbstverständlich Bürste und Besen und Putztuch, den Schlüsselbund zur Truhe und zum Schrank, zum Keller und zum Speicher, oder ein Heftchen mit Zahlen, eine Spartrommel oder ein Einmachglas gehalten? Ein Spielzeug oder ein Schulbuch? Und selbst den Thermometer ganz unverzagt in den Nächten, als wir das Fieber hatten, beim Scharlach und bei den Masern, oder auch später noch, bei jedem Leid, das uns anfiel? Wer hielt die tausend Dinge in seiner Obhut und Andacht bis auf den heutigen Tag, wenn sie diese Hand nicht hielt? Wer hat die Blumen am Fenster gepflegt, das Feuer geschürt, die Wäsche gewrungen, gebügelt und geglättet, nein, nicht nur eine verknitterte, alte Hose oder einen verregneten Rock, sondern auch die Falten auf unserer Stirn und die Risse in unserem Herzen? Wie oft hat uns dieselbe unermüdliche Stimme schon in dunkler Frühe geweckt, zu einem neuen Tag und einem neuen Willen! Niemand von uns kann ermessen, wie oft sich ein Mund im leisen Flehen bewegte, für uns und unser Geschick, bevor ihn der Schlaf bezwang, warum ein Scheitel langsam in Sorgen und Plagen ergraute, der ein volles Leben lang nur Segen für uns war.

Wer von der Arbeit spricht, der soll zuerst an seine Mutter denken. Denn das ist die erste Gnade und das Hohe Lied der Liebe.

Und eine besondere Weise mag dann weitertönen für ihn. Beim Hahnenschrei in den Dörfern, beim Brüllen des Viehs in den Ställen, noch in der Dunkelheit — noch fahren Züge und Schiffe, Flugzeuge durch die Nacht, noch treiben elektrische Werke ihre Lichtstrahlen über das Land, wandern die Wachen, wacht man in Apotheken, an Krankenbetten, in Amtsstuben und Redaktionen — hebt wieder die Weise an. Reihen von Wagen knarren über einsame Straßen, es regt sich, rührt sich, tummelt sich in Markthallen und Molkereien, beim Metzger und beim Bäcker. Der Ausbruch der Millionen steht bevor, tagein, tagaus ein Antritt zu der unübersehbaren Fülle des Schaffens und Gestaltens, ein Ineinandergreifen, Sicherergängen und Vollenden. Die Millionen sind auf dem Plan und lassen die Weise erschallen, daß sie mit gewaltigem Einsatz die Kraft und die Lüch tigkeit und den Rang und das Recht eines ganzen Volkes verkündet. Da werfen die Pflüge die Schollen, da wirft der Sämann die Saat, es rauscht das Korn im Wind und die Mahd rauscht unter den Sensen. Da dröhnen die Maschinen im rastlosen Schwung ihrer Räder, Schichtwechsel um Schichtwechsel folgt, Spitzhacken pochen

in schwarzen Gründen der Erde, die Grubenlichter flackern, wenn die Wetter die Stollen durchbrausen. Es tippen zahllose Lasten, zahllose Federn rascheln, es wird gerechnet, geordnet, geforscht, geprüft und entworfen. Mit feinen Strichen zeichnen Ingenieure das Ergebnis von so manchem Grübeln bei einer still und beharrlich hinsummenden Lampe auf. Man schafft in Laboratorien, man schafft in jeder Werkstatt, man schafft in Büros und Betrieben, man schafft, wo immer das Wesen dieses fleißigen, strebsamen Volkes sich seine Aufgaben sucht und seine Dienste findet. Gelehrtenstirnen furchen sich im Ringen um die Erkenntnis, es brennt und sengt wie Feuer in den Adern von Künstlern und Dichtern.

Mit Häuten, Hirnen und Herzen bauen sich die Millionen ihr Reich; wie sie es immer bauten, von Generation zu Generation durch die Zeiten: glanzvoll, der Tiefe entris sen, der Höhe zugekehrt, verlangt aus ihrem Blut, erschaut in ihrem Geist, erkämpft und verwirklicht zur Tat. Mit Domen und mit Pfalzen, Universitäten und Burgen, mit Denkmälern ihrer Geschichte, mit Toren, Brunnen, Fachwerkgiebeln, Brücken, Straßen und Städten. Mit Achtung, Ehrlichkeit, Sauberkeit und den Gesetzen ihrer Art. Und der unantastbaren Weihe, dort, wo ihre Toten ruhen. Ein Reich der Bücher und Bilder, der Musik und des großen Schauspiels nicht anders wie ein Reich der Fabriken und Werften, soldatischer Marschkolonnen, der Äcker, Wiesen, Haine, Gärten und all seiner köstlichen Schönheit unter dem wechselnden Himmel. Bei Sonne und bei Sturm: Millionen bauten am Reich und werden weiter bauen.

Wer von der Arbeit spricht, der denke an sein Volk.

Und das ist die zweite Gnade und das Hohe Lied des Glaubens.

Auf daß die besondere Weise noch zum letztenmal für ihn töne.

Denn die Bereitschaft ist wie ein Berg; der wächst und wächst, nach oben, je höher und kühner er aufragt, um so breiter ist sein Sockel; plötzlich ziehen die Wolken.

Denn die Hingabe ist wie ein Strom; der durch Schluchten und Täler und durch die Ebenen rauscht, immer mächtiger bis zu den Küsten; da ist er verschwunden im Meer.

Und die Erfüllung? Was ist mit ihr? Ist sie gar ein Regenbogen? Wir sprachen von einem Wörtchen, das nur zwei Silben hat.

Man spricht es oft kurz und bequem und es dauert doch ein Dasein.

Zwei Hände sind allmählich matt und müde geworden; sie taugen nicht länger zum Werk; man kann sie nur noch streicheln und ineinanderschlingen. Eine Stirn trägt noch ihre Falten, wie sie sich kerbten und furchten; aber die Falten haben ihre Spannung verloren, ihre Entschlossenheit und ihren Zwang; sie sind nur ein lockeres Netz, in dem sich der Frieden versing.

Hände der Arbeit, Stirnen der Arbeit — ihr Leben war ihr Adel.

Glitt nicht ein Lächeln vorüber? War nicht ein Wehen vernehmbar?

Es ist schon fast Vermessenheit, diese besondere Weise auch jetzt noch erfassen zu wollen; so zart und sacht ist sie nun, so ein verhaltener Hauch, so behutsam muß man bei ihr auf Zehenspitzen gehen und jedes Geräusch vermeiden, das sie übertönen könnte. Denn dann, wenn ein Mensch seine Arbeit um der ewigen Mütter willen und für sein ewiges Volk tat, dann, wenn ein Mensch die Gnade der Liebe und die Gnade des Glaubens empfing, dann lächelt und weht es zu ihm wohl auch von seinem ewigen Gott.

Und das ist die letzte Gnade und das Hohe Lied unserer Hoffnung.



Kreuz auf der Felsspitze.
Gemäldegalerie Dresden.

„Die Kunst in uns!“

Caspar David Friedrich: Landschaft und nordische Trauer.

Von Erika Günther.

Als der Dichter Heinrich von Kleist im Jahre 1810 in seinen „Berliner Abendblättern“ Philipp Otto Runge die Totenfeier hielt, verkündete er zugleich den jungen Ruhm Caspar David Friedrichs, der dem deutschen Volk in seiner Landschaftskunst das malerisch Reiffste geschenkt hat, was die Malerei der deutschen Romantik hervorbrachte.

In jener Zeit politischer Schwäche und tiefster Erniedrigung erwachten dem Staat des großen Preußenkönigs im stillen Kräfte und Stimmen, die seine künftige Führerstellung aufs herrlichste vorbereiteten und Verlorengelobtes zu neuem

Leben erklingen ließen. Arnim und Brentano hatten im Jahre 1808 „Des Knaben Wunderhorn“ abgeschlossen, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm sammelten die Kinder- und Hausmärchen, die neben der Bibel das meistgelesene Werk in deutscher Sprache geworden sind — Heinrich von Kleist schuf seine gewaltigen Dramen —, und mit ihnen und unter ihnen gemeinsam wirkten Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich, der uns sein künstlerisches Glaubensbekenntnis in seinen „Ansichten über das, was die Kunst und der Kunstgeist in dem Menschen ist“ niedergeschrieben hat, was



Klosterfriedhof im Schnee.
(National-Galerie Berlin.)

zugleich als Glaubensbekenntnis der deutschen Romantik gilt:

„Willst du dich der Kunst widmen, fühlst du innern Beruf, ihr dein Leben zu weihen, o! so achte auf die Stimme deines Innern; denn sie ist Kunst in uns.

In begeisternder Stunde wird sie zur anschaulichen Form, und diese Form ist dein Bild!“

In Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich bricht sich das nordische Element der deutschen Bildkunst Bahn. Friedrichs Heimatstadt ist Greifswald, Runges Geburtsort Wolgast, die beide zu Schwedisch-Pommern gehören, das anderthalb Jahrtausende deutsch-nordische Kultur in sich bewahrte. Später trat noch der Norweger Dahl in diesen Kreis, um den der Name „Dissian“ seinen sagenhaften Zauber schlingt.

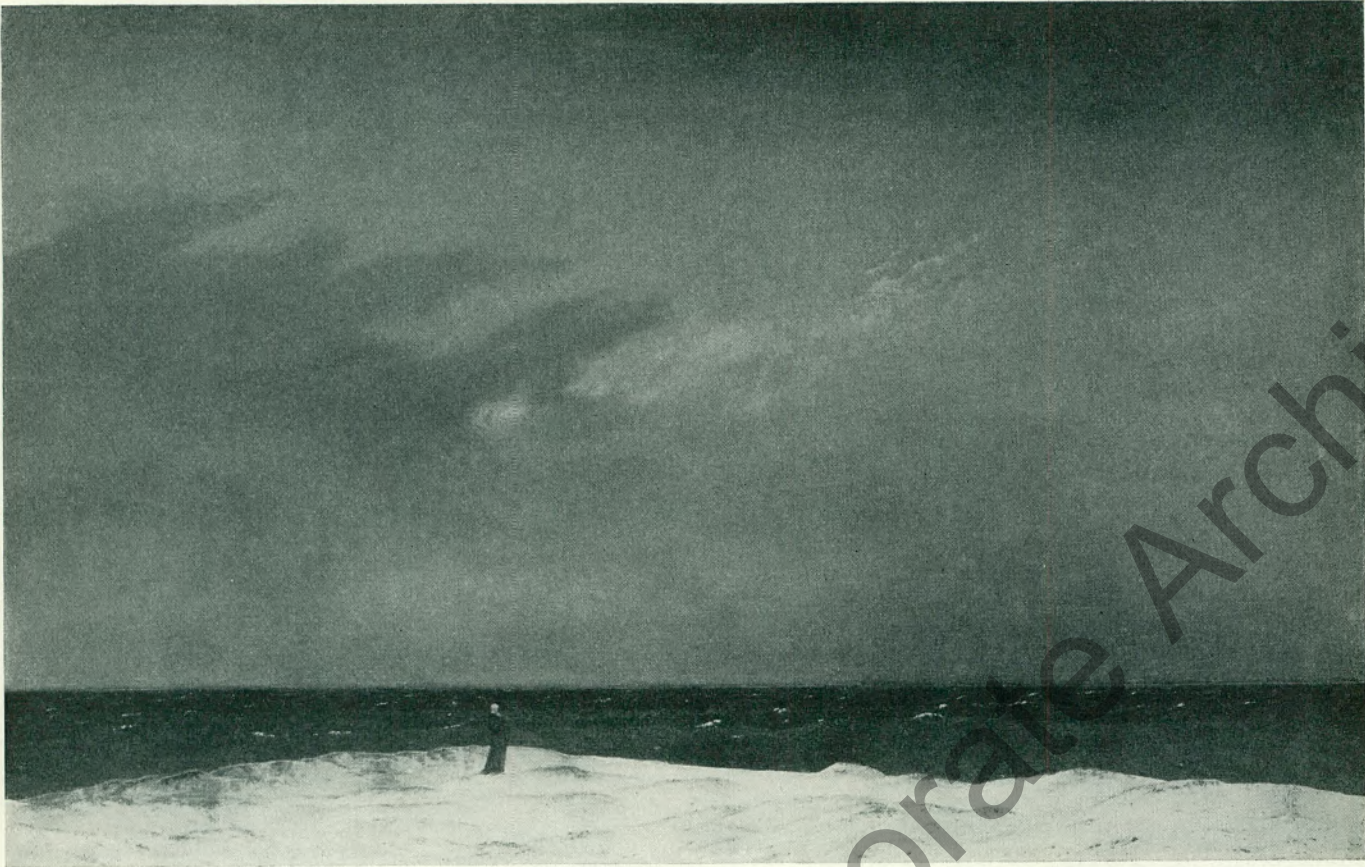
Friedrich und Runge hatten beide ihre Ausbildung in Kopenhagen erhalten. Runges Geist lebt in den Landschaften Friedrichs, die beide, aus norddeutschem Protestantismus erwachsen, in der Geistesphäre schaffen, die man die „deutsche Mystik“ genannt hat. Runges künstlerischer Leitgedanke „Es drängt sich alles zur Landschaft“ ist in Friedrichs Werk Bild und Form geworden — aber jeder von ihnen schuf und gestaltete sich seine ausgeprägte, nur ihm eigene Richtung, bei der sich die eine von der anderen unterscheidet wie die Nacht vom Tage. Während Runges Phantasie sich in farbigen Visionen spiegelt, Freude und strahlende Helligkeit in schöner Harmonie, ist Friedrichs Traumwelt schlicht und nüchtern, von einer Einfachheit und Einfachheit, ruhig und klar. Außerordentlich ist seine Fähigkeit, das Erinnerungsbild des einmal Geschauten festzuhalten und neuschaffend zu gestalten. Er gilt als der

„Unromantischste“ der Romantiker und ist den Nüchternen doch nicht nüchtern genug.

„Die lächelnde Freude hab ich nie gefühlt“, diese Worte, die einst Albrecht von Haller aussprach, als er sein dichterisches Schaffen mit dem Hagedorns, des heiteren Hamburgeres, verglich, könnte auch Caspar David Friedrich gesagt haben, wenn man Runges Werk neben dem seinen betrachtet.

Ein dunkler „Geisterklang“ — nordische Trauer und schicksalhafte Einsamkeit — weht uns aus den Bildern Caspar David Friedrichs an und verweilt über den zeitlosen Hügeln seiner Landschaften, die sein schauendes Auge wie ein inneres Jenseits erblickt. In seinen Sonnenaufgängen und Mondnächten, in den „Ziehenden Wolken“ und „Nebelschwaden“, an der Grenze zwischen Nacht und Tag und am Rande der Dinge, immer tut sich ein Jenseitiges auf und verschwindet wieder wie eine schmerzvolle Ahnung aus längst Vergangenen und Kommendem zugleich, wie das Suchen nach etwas Entschwundenem. So blickt der Künstler wie ein unglücklich Liebender in die Ferne hinaus, mit einer Liebe, die sich zu gläubiger Hoffnung aufschwingt und doch entsagend in sich selbst zurücksinkt, die aber das Warten und Ausschauen dennoch nicht aufgibt.

Kleist hat mit feherischer Klarheit Friedrichs Seele erfasst, die mit der Schwermut des Meeres so dunkel eins ist — auch ihm ist einst alle Lebenshoffnung zerronnen, damals bei Saint Omer, als er am Ufer des Meeres stand und die englische Küste fern ihre dunkle Silhouette gegen den Himmel zeichnete; er hat gestanden und gejubelt „bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab“. —



Mönch am Meer.
(Verwaltung der staatlichen Schlösser, Berlin.)

Unerwartet groß und nachhaltig war die Wirkung, die Friedrich mit seinem „Mönch am Meer“ in der Kunstausstellung der Berliner Akademie im Jahre 1810 hervorrief. Die Frau des bekannten Gerhard von Kügelgen, die im Juni des Jahres 1809 Friedrich in seinem Atelier besuchte, schreibt in einem Brief von diesem Bild:

„Ein großes Bild in Öl sah ich auch, welches meiner Seele gar nicht entspricht: Ein weiter nordischer Luftraum, darunter das unruhige Meer und im Vordergrund ein Streifen hellen Sandes, wo ein dunkel gekleideter oder verhüllter Eremit umherschleicht. Der Himmel ist rein und gleichgültig ruhig, kein Sturm, keine Sonne, kein Mond, kein Gewitter — ja, ein Gewitter wäre mir ein Trost und Genuß, dann sähe man doch Leben und Bewegung irgendwo. Auf der ewigen Meeresfläche sieht man kein Boot, kein Schiff, nicht einmal ein Seeungeheuer, und in dem Sande keimt auch nicht ein grüner Halm, nur einige Möwen flattern umher und machen die Einsamkeit noch einsamer und grausiger.“

Schwer war es selbst den nächsten Freunden, Verständnis für seine neue „Stimmungskunst“ zu finden, die durch ihre Kälte und Verlassenheit abstoßend wirkte. Einzig das Genie Heinrichs von Kleist hat Friedrichs Werk würdigende Gerechtigkeit zuteil werden lassen, der über die Mängel des Bildes hinweg das Wesentliche der jungen Malerei erfaßte, daß der Landschaftskunst der deutschen Romantik eine ganz neue Bahn gefunden war. Er schreibt in seinem „Saß aus der höheren Kritik“: „Es gehört mehr Genie dazu, ein mittelmäßiges Kunstwerk zu würdigen als ein vortreffliches.“

Der tief liegende Horizont des großen Breitbildes (108 mal 170 cm) gibt der Landschaft den großartigen Klang: ein schmaler Dünenstreifen mit der kleinen, sterblichen Gestalt des Mönches, das Schaumgewoge des Meeres mit den flatternden Möwen, die, wie Kleist schreibt, „der einzige Lebensfunke sind

im weiten Reiche des Todes“, und der unendlich weite, verwehende Himmel — das alles in den Farben von schneeartigem Grau gemalt, braun und grün die spärlichen Halme, grün-schwarz das Meer mit weißen Wellenkronen, bleigrau der wolkenverwehende Himmel, mit einem hellen Grünblau, Gelb oder dunklen Blau in verhaltener Dämmerung getönt. Die unheimlich düstere Schwermut des Bildes prägt sich dem Schauenden unvergeßlich ein. Abscheu und Verwunderung fand das seltsame Bild, dem aber die Dichterfreunde Arnim, Brentano, Carus und Kleist Gleichnisse und Deutung aus bewunderndem Herzen spendeten.

In seinem „Kreuz im Riesengebirge“ begegnen wir wieder dem verwehenden Horizont, so daß Gebirge und Himmel die beiden Bildhälften in ruhiger Horizontale füllen. Nur das aufragende Kreuz auf dem scharf silhouettierenden Vordergrundfelsen verlegt den Schwerpunkt des Bildes etwas nach rechts. Die Fels- und Waldkonturen, die Hügel und Bergkuppen, die wellenartig in nebelgetränkte Ferne entsinken, weisen auch hier den Blick in das Tiefe, Unendliche hinaus. Ein blondes, weißgekleidetes Mädchen steht am Kreuz und zieht den tiefer klimmenden Mann zur Höhe hinauf. Die kleine Liebesgruppe und das Kreuz, die weit und einsam in der unendlichen Landschaft stehen, steigern das gestaltete Höhererlebnis ins Religiöse und geben dem Bild symbolische Deutung. Das Original ist leider nicht gut erhalten, die dünne Lasurmalerei an vielen Stellen verblaßt. Die Frauengestalt ist kaum noch sichtbar, und keine Abbildung kann die Feinheit und Zartheit der Farbwerte übersetzen — so daß nur die dunkle Vordergrundkulisse gegen den leeren Himmel steht.

Dies ist das Eigentümliche an Friedrichs Motiven, daß er die Natur oft gerade da aufsucht, wo sie wie eine Wüste am un menschlichsten ist, das splitternde, bröckelnde Gestein, kahle Felsgipfel, spärliche Pflanzenwelt — alles Sehnen in die



Zwei Männer in Betrachtung des Mondes.
Gemäldegalerie Dresden.

Weite ist da vergebens und alle Hoffnung wie zugeschüttet von trauriger Gegenwart. Die Gestalten in Friedrichs Bildern stehen abgewandt, welt- und selbstvergessen, gleichsam das Schweigen belauschend und die tiefe Stille der Einsamkeit; sie sind jeweilig die Klangfiguren des Bildthemas, die die melancholische Seele des Künstlers verkörpern. Liebe und Todesahnung, Fernweh und Heimatstille sind die zartfarbigen Klänge dieser wehmütigen Musik.

Im warmen Braun der Nacht, aus der traumhaft der Mondkreis mit gelber Sichel erstrahlt, stehen die „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“. Der helle Mondkreis nimmt die Bildmitte ein, um den sich die knorrigen Äste der Bäume schlingen. Wie eine breite Banderole hält die abgleitende Erdsilhouette das Licht umschlossen. Meisterhaft ist die innere Rahmung des Bildes durch allerhand Fels-, Baum- und Wurzelwerk. Die stillen, schauenden Männer geben die Blickrichtung in die Tiefe, aus der sich der Raum ins Unendliche schwingt. Die wortlose Sehnsucht dieser Mondichtung liegt in der zauberhaften Farbferne der hauchzarten Töne. Nichts war Friedrich vertrauter als der Mond und die Mondnächte und das nachtwandlerische Träumen zwischen Abend und Morgen im Zwiellicht des Lebens. Immer auf seinen Bildern führt er die schauende Seele weit in die Ferne hinaus und läßt sie dann leise allein.

Das einsame Dasein im nebelverdämmerten Feld, die kleine Insel von Hütte, Wagen und Mensch, die selbst etwas

Schwebendes, Verwehendes hat, die flatternden Rabenschwärme — Nietzsches Herbstlebens:

„Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt.
Bald wird es schnei'n . . .“

ist der erhabene Grundakkord in dem Bilde „Nebelschwadern“. Aus der Hamlettschwermut des Umdüsterten ist dieses Spätbild entstanden, das an die Nebel- und Dämmerungsbilder aus früherer Zeit erinnert. Carl Gustav Carus, der Freund und Arzt, erzählt uns von ihm: „In seiner eigentümlichen, immer dunklen Gemütsart hatten, offenbar als Vorläufer eines Hirnleidens, dem er später auch erlag, gewisse fixe Ideen sich entwickelt, welche ansingen, seine häusliche Existenz vollständig zu untergraben. Mißtrauisch, wie er war, quälte er sich und die Seinigen mit Vorstellungen von der Untreue seiner Frau, die ganz aus der Luft gegriffen waren . . . ich suchte als Arzt einzuwirken, aber alles vergebens, und so wurde denn natürlich auch mein Verhältnis zu ihm gestört, ich kam fast nicht mehr zu ihm . . .“

Die Traumbilder „einer ungekannten Welt“, die Friedrich in seiner einfachen Stube („man sah nichts als einen hölzernen Stuhl, einen Tisch, auf welchem die Gerätschaften seiner Arbeit standen . . .“) — und nie hat er auch nur eine seiner Landschaften vor der Natur gemalt, er frug wörtlich „die Kunst in sich“ — auf die Leinwand zauberte, sie alle sind von einer



Selbstbildnis.
National-Galerie
Berlin.

mathematischen Ausgewogenheit der Formen und Flächen, von Hell und Dunkel; jedem Ding lesen wir die geometrische Ordnung im Raum mit rechnerischem Tagesbewußtsein ab, und schon Goethe hat den konzentrischen Aufbau bei Friedrichs Bildern getadelt. Und doch ist die sparsame Verwendung der Bildmittel von einer erschütternden Eindringlichkeit und Meisterschaft — wie das einzige Wort eines Einsamen in die Stille gesprochen oder wie das einzige Bild in einem grauen und leeren Zimmer.

Man hat oft das Licht in seinen Bildern — in den Sonnenaufgängen und Mondnächten — als „bengalisch“ bezeichnet, sein Licht, das nur angeschaut werden kann, das seine Bilder aber nicht wie ein alles durchdringendes Element belebt und erwärmt, wie es bei den ausgesprochenen Impressionisten der Fall ist. Dieses Licht ist oft ein Auflodern, ein Hervorbrechen aus dichter Wolkenwand, ein rotes Glühen am Horizont; stets ist es am Himmel, aber die irdischen Dinge leuchten nicht in ihm, sie werden angestrahlt, oder ein Glanz fällt auf sie zurück,

und darum bleibt letzten Endes immer jenes Dunkle, Angeschaute von Felsen, Bäumen, Bergen, Erde, Menschen und Meer. — Die Wirkung seiner Bilder, vor allem der violetten Töne, die mannigfach gebrochen sind, war gering. Die junge Generation um Schadow, die Klassizisten, die Neudeutschen, die Nazarener haben sich von ihm abgewandt.

Caspar David Friedrich aber blieb dem Gesetz seiner Persönlichkeit treu. Die innere Stimme war die Kunst in ihm und er ihr Instrument. Betrachtet man sein Selbstbildnis, das zu den besten seiner Werke gehört, die zwingende Nähe dieses ungewöhnlichen Künstlerkopfes, die Herbheit der Züge, die Stirnfalte über den tiefen Augenhöhlen zwischen den buschigen Brauen, die mageren Wangen, vom lockigen Geriesel des Bartes umrahmt, begegnet man den großen, leuchtenden Augen, seinem ernstern, fast drohenden Seherblick, der den Beschauer zu sich zwingt — so wissen wir, daß auch er zu den Einsamen und Einmaligen gehört, hingegeben ganz an Gott und die Unendlichkeit.

Ein Vater.

Von Michael Bohn.

Die Sonne streut gnädig eine Handvoll Gold auf die Bank vor dem Schulhaus.

Da fällt ein großer, breiter Schatten über die Bank und auf den Mann, der darauf sitzt. Eine tiefe Stimme sagt: „Schön' guten Abend, Herr Lehrer.“

Der junge Mann, der hier seit ein paar Jahren den Schulmeisterposten innehat, schrickt aus der Versunkenheit auf, sein Blick löst sich von den hellen Graien der Berge, er hebt den Kopf.

Der Mann, der vor ihm steht, mit den breiten Schultern die Abendsonne verdunkelnd, hält bescheiden das ausgebleichene Lodenhütchen in der braunen großen Hand. Seine Stirn ist breit und hoch, die Brauen über der Nasenwurzel verwachsen, die Nase kühn geschwungen. Ein paar Silberhaare zieren bereits die Schläfen. Jetzt erkennt ihn der Lehrer. Das ist der Vater vom Hartinger-Sepp. Er reicht ihm freundlich die Hand:

„Setzen Sie sich bitte, Herr Hartinger. Kommen Sie zu mir? Sie haben gewiß einen weiten Weg hinter sich. Was gibt es Neues?“

Der Mann nimmt am andern Ende der Bank Platz, zieht ein großes blaues Taschentuch hervor und wischt sich damit die Stirn ab. Er hat sichtlich etwas auf dem Herzen, aber weiß nicht recht, wie er damit beginnen soll. So sieht er eine Weile schweigend zu den Bergen hinüber, die im Abend zu wachsen beginnen, um die rote Sonnenkugel zu erreichen.

Auch der Lehrer schweigt. Mit einem Blick voll Bewunderung und Achtung streift er die große, breite Gestalt des Gebirglers. Hier oben gibt es keine Geheimnisse. Der eine weiß, wie es um den anderen steht. Dieser Mann ist an der Front gewesen vom ersten bis zum letzten Tag, und mag seine Brust auch noch so breit sein, so findet sich doch kaum genug Platz darauf für alle Auszeichnungen, die er erhalten. Aber er trägt sie nie. Schweigend ist er damals fortgezogen, schweigend zurückgekehrt. Sand seine Frau nicht mehr im kleinen Holzhaus droben auf dem Berg. Krankheit war gekommen, während er fort war, hatte sie geholt. Nur ein Kind war da, das die Nachbarn einstweilen betreuten. Ein kleiner Bub. Er zog ihn auf, war Vater und Mutter zugleich. Ein prächtiges Kerlchen, der Sepp, dachte der Lehrer mit einem Lächeln. Sein bester Schüler.

Der Mann sagt: „Der Herbst kommt.“

„Ja, ein schöner Herbst.“

„Wir kriegen gewaltige Stürme.“

„Hoffentlich hält das alte Schuldach stand.“

„Dieser Herbst, Herr Lehrer, dies Jahr ist wichtig für mich. Wichtiger als die anderen.“

„Ach ja, hätt's bald vergessen. Der Bub kommt aus der Schule. Es war sein letztes Jahr hier oben.“

„Sind Sie zufrieden mit ihm, Herr?“

„Sehr. Sehr zufrieden. Er ist mein Bester. Und auch sonst. Ein lieber, guter Kerl.“

Die Augen des Mannes werden heller. Er schweigt wieder ein Weilchen. Dann beginnt er, immer weniger stockend, zu sprechen:

„Darum bin ich gekommen, wissen Sie. Hab' lang darüber nachgedacht. Was soll jetzt werden? Soll er weiterlernen? Ich versteh zu wenig davon, leider. Was ich weiß und fühle, genügt nicht mehr, scheint mir, um hier den rechten Weg zu finden. Soll er mehr werden als wir Gebirgler? Ist er mehr,

wenn er weiterlernt, und wird es gut für ihn sein? Sie sagen: Er ist der Beste, war es immer, seit er hier ist. Aber genügt das? Ist sein Kopf wirklich so gut, daß er den Kampf aufnehmen kann? Es muß schwer sein, ein Herr zu sein, in der Stadt zu leben, schwerer für einen, dessen Vater am Berg gelebt hat, als für den Sohn einen Doktors oder Kaufmanns. Was meinen Sie dazu, Herr Lehrer?“

Das war eine lange Rede für den Hartinger-Bauern. Der Lehrer fährt sich erstaunt mit der Rechten durch das Haar. Ist das ein Kerl! Welche Gedanken er hat!

„Ich glaube, daß er das Zeug dazu hat“, sagt der Lehrer, „mehr als jeder andere.“

„Und wohin müßte er jetzt?“

„Aufs Gymnasium, denke ich, in die Stadt.“

„Was kostet das?“

Der Lehrer sagt es ihm.

„Das ist viel. Aber ich könnt's schaffen. Und was wird er da lernen?“

Der Lehrer erklärt ihm die einzelnen Lehrfächer, so gut es angeht. Während er spricht, bewundert er das angespannt lauschende Gesicht des Mannes und hat das Gefühl, als wolle dieser Mensch alles begreifen, jedes Wort unverlöschbar in sich aufnehmen, das gesprochen wird.

„Und wohin geht's dann — später?“

„Das müßte er selbst entscheiden, der Sepp. In den acht Jahren Mittelschule werden sich seine Neigungen bestimmen entwickeln. Er wird dann schon wissen, was er will.“

Der Hartinger-Bauer steht auf.

„Herr Lehrer“, sagt er, „ich habe Ihren Vater gekannt...“ Er bleibt stecken und sucht nach dem passenden Wort.

Aber der junge Lehrer hat nicht umsonst ein paar Jahre seines Lebens hier in den Bergen verbracht. Er sagt schnell:

„Herr Hartinger, ich tu gern alles für Sie und für den Sepp. Sagen Sie mir grad heraus, was Sie wollen! Ich mag euch beide recht gern, das wissen Sie ja.“

„Herr Lehrer“, sagt der Hartinger-Bauer leise, „schreiben Sie mir das bitte alles auf einen Zettel auf, denn ich kann mir's nicht merken — was der Bub lernen wird. Die Algebra und Latein und...“

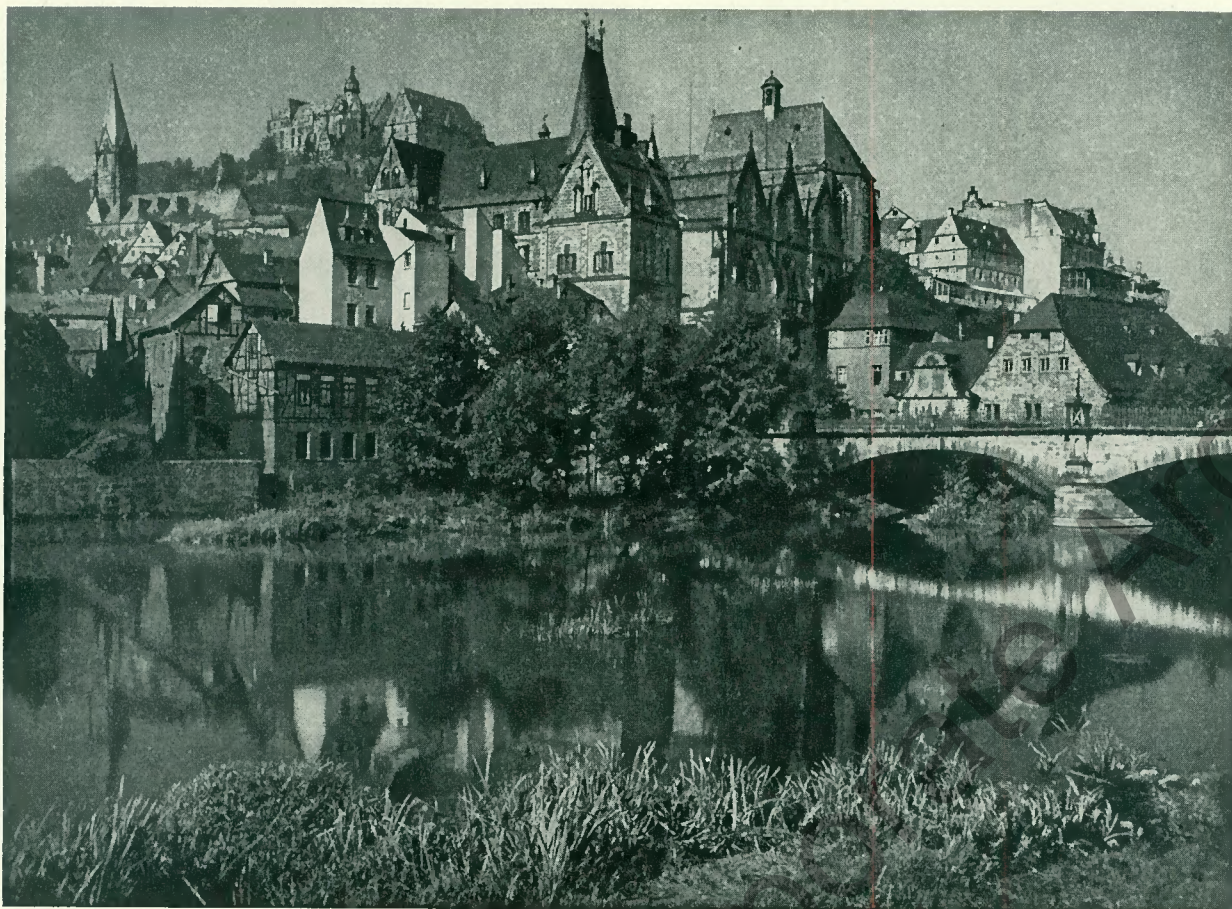
Der Lehrer lächelt erstaunt. Er fragt jedoch nicht.

„Aber gewiß mach' ich das“, sagt er, holt Feder und Papier und schreibt alles genau auf.

Sie schütteln sich die Hände. In der Hoftür dreht sich der Mann noch einmal um. Sein hartes, großgeschnittenes Gesicht hat einen verschämten Ausdruck angenommen, und das sieht seltsam widerspruchsvoll aus.

„Es ist nämlich so, Herr Lehrer“, sagt er stockend, „ich möcht' ihn's nicht merken lassen, den Sepp, daß ich so wenig davon weiß, von der Algebra und wie die Dinge alle heißen. Vom anderen aber, Herr Lehrer, vom Leben, meine ich, und was damit zusammenhängt, verstehe ich was. In diesen Dingen wird er immer mein Sohn bleiben und sich Rat holen können, solange ich lebe.“

Die Sonne ist fort. Der junge Lehrer reckt fröstelnd die Arme. Er sieht hinüber zu den Bergen. Drei Stunden hat er zu marschieren, der Hartinger. Vielleicht noch länger diesmal. Denn von Zeit zu Zeit wird er haltmachen müssen, um auf den Zettel zu schauen. Gewiß lernt er alles auswendig. So ein Vater!



Marburg an der Lahn.

Bild: Kurt Hiescher.

Lehrlingsfahrt ins Hessenland.

Querschnitt durch eine Prämienfahrt kaufmännischer Lehrlinge der Vereinigte Stahlwerke AG.

Alljährlich veranstalten die Vereinigten Stahlwerke eine Leistungsauslese unter ihren Lehrlingen. Als äußere Anerkennung winkt den Siegern dieses internen „Berufswettkampfes“ eine Prämienfahrt mit doppelter Zielsetzung: die jungen Kaufleute mit den besonders charakteristischen geschichtlichen, kulturellen und volkhaften Gesichtszügen einer deutschen Landschaft vertraut zu machen und ihnen gleichzeitig einen Einblick in das werktätige Schaffen und die industrielle Höchstleistung der in dieser Landschaft verwurzelten Bevölkerung zu vermitteln.

Stattete man im Jahre 1935 der Reichshauptstadt und den Siemenswerken einen Besuch ab, so war lehrjahriges Reiseziel das Hessenland mit seinen schönsten und bedeutendsten Städten: Kassel, Hersfeld, Fulda und Marburg.

Wohlabgewogen ergänzten sich auch hier wieder die bei jeder Fahrt erstrebten Ziele der Erweiterung des allgemeinen und beruflichen Gesichtskreises der Teilnehmer; ja, in diesem Falle war der Gedanke, den weltbekannten Werken der Firma Henschel & Sohn AG., Kassel, der größten Lokomotivfabrik Europas, einen Besuch abzustatten, dabei die Weiterverarbeitung der in den eigenen Werken hergestellten Erzeugnisse, wie Radsätze, Bleche, Bandisen, kennenzulernen und so die enge Verflochtenheit der deutschen eisen-schaffenden und eisenverarbeitenden Industrie an einem eindrucksvollen Beispiel den Lehrlingen vor Augen zu führen, als ganz besonders glücklich anzusprechen.

Daß auch die Durchführung als gelungen bezeichnet werden kann, zeigte die Auswertung der wie üblich von den Teilneh-

mern angefertigten Reiseberichte, die nach mehr als einer Seite hin aufschlußreich und lesenswert sind. Bieten sie doch nicht ein reizvolles Spiegelbild der verschiedenen Wirkung gleicher Eindrücke auf die verschiedenen Charaktere der Fahrtsteilnehmer, sondern geben darüber hinaus Aufschluß über die Breiten- und die Tiefenwirkung einer solchen Fahrt, die allen Teilnehmern in mehr als einer Beziehung zum bleibenden Erlebnis wurde.

Leider läßt, so reizvoll es an sich auch wäre, diesem lebendigen Erleben an Hand der Aufsätze im einzelnen nachzuspüren, der verfügbare Raum nur einige Streiflichter zu, die aber vielleicht doch den aufmerksamen Leser die Erweiterung des Gesichtsfeldes und die Erlebnisfähigkeit junger, aufgeschlossener Menschen durch eine derartige Reise erkennen lassen.

Es ist verständlich, daß die stärksten Eindrücke dabei überwiegend aus berufsabgewandten Richtungen kommen und ihren entsprechend ausführlichen Niederschlag in den Berichten finden. Das Bemerkenswerte hierbei ist jedoch, daß nur wenige der Teilnehmer bei der Schilderung von Begegnungen mit Kunst- oder Bauwerken in Schlagworten „plätschern“, sondern daß man wirklich — und nicht selten erfolgreich — darum ringt, die Eindrücke geistig zu verarbeiten, um sich über die wirkliche innere Bereicherung klarzuwerden. Nur ganz vereinzelt trifft man auf abgegriffene Scheidemünzen, wie „unvergleichlich“, „einzigartig“, „großartig“, „wunderbar“. Zumeist ist die Problemstellung klar umrissen: „Hier stehe ich, der Industrielehrling, dort steht du, hundertjähriges Patrizierhaus in Kassel, du, Altstadt, Schloß und Elisabethkirche in Marburg,



Der
Dom
in
Fulda.

Lichtbild:
Kunsthistorisches Seminar
Marburg.

du, Marmorbad auf Wilhelmshöhe. Was hast du mir zu sagen?"

So schreibt z. B. Ernst Adamy (Bochumer Verein):

„Mancher wird, gleich mir, überrascht gewesen sein über die Fülle des Erlebten und Gesehenen. Gerade uns aus den Städten des Industriegebietes, die so rastlos aus der Gegenwart zu leben scheinen und wo man so gar wenig den Hauch der Vergangenheit spürt, ist es vielleicht besonders eindringlich zum Bewußtsein gekommen, wie die Vergangenheit hineintragt in unsere Zeit und wie das Heute nicht sein könnte ohne das Gestern. Nur wer etwas weiß von der Vergangenheit, von dem Werden deutscher Kultur und deutschen Volkstums, kann die Gegenwart bewußt erleben und sie erfassen in ihrer Beziehung zur Vergangenheit als Ergebnis einer jahrtausendealten Entwicklung und Gestaltung. In dieser Hinsicht hat die Fahrt den Gesichtskreis erweitert, und darin hat sie ihren besonderen Wert für mich.“

Naturgemäß nehmen die Vergleiche mit dem gewohnten Bild des Alltags einen verhältnismäßig breiten Raum ein, und zwar nicht nur beim Genuß der auf den ersten Blick zum Vergleich herausfordernden landschaftlichen Höhepunkte. Auch dort, wo werktätiger Alltag hier und werktätiger Alltag dort gegeneinander abgewogen werden, versucht man, die Einstellung des Jünglings an der Waage möglichst klar festzuhalten.

Starke, nachhaltige Eindrücke haben Fulda, die mittelalterliche Stadt des deutschen Barocks, und Marburg, die alte Universitätsstadt mit dem Kleinod der deutschen Frühgotik, der Elisabethkirche, hinterlassen. Die Schilderung dieser Städte nimmt in der Mehrzahl der Berichte den weitesten Raum ein. Einer der Teilnehmer, Fidelio Köberle (Stahlunion Eppert G. m. b. H.), läßt sogar einzig und allein Fulda das Wort. Für die Art, wie er Fulda sieht und wie er seine Eindrücke festzuhalten versteht, mag der nachfolgende Ausschnitt als Beispiel dienen:

„Gebannt stehen wir vor dem in seiner Schlichtheit und Wucht erschütternden Bauwerk des Schlosses der Fürstbische von Fulda. Wir fühlen uns zurückversetzt in das Herrenzeitalter der geistlichen Fürsten, die es wohl verstanden,

ihrem Willen und Herrscherstolz auch in Stein Ausdruck zu verleihen, ohne den Kontakt mit der Umgebung zu verlieren; denn es gibt wenige Bauwerke, die wie dieses so ganz mit der Landschaft verwachsen sind und die auch heute noch — trotz der Weiterentwicklung der Stadt — genau so wirken wie in der Zeit ihrer Entstehung. Noch einmal nehmen wir die wegen ihrer Geschlossenheit mit einem Blick erfassbare Architektur des Schlosses in uns auf und erwarten nun von der Fortsetzung des Rundganges nichts Überwältigendes mehr, zumal die meisten von uns Fulda gerade dem Namen nach kennen und von seinen Kunstschätzen keine Ahnung haben.

Wie überrascht sind wir daher, als wir wenige Schritte weiter aufblicken und vor uns den Dom liegen sehen, ein Kunstwerk von edelster Schönheit, wie man es in dieser herben Landschaft nicht erwartet. Man glaubt, ein Stück Italien vor sich zu haben: Ein weiter, sich neigender Platz wird von einem im schönsten italienischen Barock ausgeführten Gotteshause, wohl einer der schönsten Schöpfungen des Baumeisters Dießenhofer, abgeschlossen.

... Unter angeregten Gesprächen über Architektur und Kunst überhaupt lenken wir unsere Schritte zur berühmten Orangerie. So streng das Schloß in seiner Wirkung auf den Beschauer war, so leicht und heiter ist diese Orangerie. Sie liegt dem Schloß gegenüber und ist von ihm nur durch Rasenflächen getrennt, deren trennende Wirkung jedoch durch weitgeschwungene Balustraden aufgehoben wird. Von der schattigen Terrasse des Schlosses steigen sie mit den breiten Treppen in das satte Grün des Gartens hinab, und auf der gegenüberliegenden Seite schwingen sie sich wieder mit den Stufen hinauf zu der hellen Fassade der Orangerie.“

(Man streiche einmal aus der Schilderung des Domplatzes in Gedanken die beiden Worte „sich neigender“, und man wird mit Erstaunen feststellen, wie die hierdurch gleichsam mit ein paar Strichen plastisch angedeutete Raumwirkung plötzlich ausgelöscht wird!)

Von Fulda geht es durch die Rhön und über die Wasserkuppe nach Marburg. Hierüber schreibt Laarmann (Deutsche Eisenwerke AG, Schalker Verein):

„Marburg, der alten Universitätsstadt, galt unser letzter



Das Schloß in Fulda.

Lichtbild: Kunsthistorisches Seminar, Marburg.

Besuch. Wie viele mögen nicht mit Stolz und Freude an die Zeit zurückdenken, die sie hier verlebt haben! Wenn man des Abends auf dem ganz in Dunkel gehüllten Schloßberg steht und auf die Stadt mit ihren alten Kirchen, engen Gäßchen und efeuumspornenen Winkeln herunterschaut, dann versteht man erst recht den Sinn des Wortes Romantik, merkt, in welchem hohem Maße man sich von der Stimmung eines solchen Abends einfangen lassen kann.

Aber erweckt dies alles auch wohl den Eindruck des Leichten, Beschwingten, so habe ich doch gerade im Hessenlande immer wieder feststellen können, daß die Leute mit einer sehr ernststen Lebensauffassung, die aber trotzdem Sinn für Formenschönheit und auch Humor haben kann, ihre Lebensaufgaben meistern. Das ganze Land ist gleichsam Verkörperung dieser Lebensauffassung. Die Städte und Dörfer sind trutzig in die Landschaft hineingefügt, die Gebäude und Kirchen einfach in ihrer Ausführung, aber schwer und massiv gebaut, ohne viel Schmuck, aber doch überzeugend in ihrer Kraft und Größe.

Ein gutes Beispiel hierfür ist die Elisabethkirche in Marburg. Erbaut in den Jahren 1235 bis 1283, ist sie ein Meisterwerk reinsten deutscher Frühgotik. Streng in der Ausführung ihrer Stilelemente und nach klaren Dominanten gerichtet, ragt sie empor gen Himmel. Sie atmet Einheit und Kraft einer unzersplitterten Lebensform, zeigt uns aber gleichzeitig, daß die freie Höhe eines Menschheitsideals in dem eisernen Ring ihrer beigefügten Ordnung liegt.“

„Unzersplitterte Lebensform im eisernen Ring der beigefügten Ordnung . . .“ — dieses im Schlußsatz zusammengefaßte Ergebnis mutet keineswegs „lehrlingshaft“ an, sondern zeugt von einer bemerkenswerten Reife.

Ein Streifzug durch das nächtliche Marburg, von Biermann (H. A. Schulte Eisen-AG.) mit einem Kameraden auf eigene Faust unternommen, verdichtet sich zu folgendem anschaulichen Niederschlag:

„Eine ganz fremde, unbekannte Sicht ergab sich, als wir durch die engen Gassen zum Schloß hinauffstiegen, um uns Marburg noch einmal von oben her anzusehen. Es sah beinahe so aus, als ob man durch einen Tunnel ginge, an dessen einem Ende ein kleines Licht brannte; dann war es wieder wie in einer Klamme. Oben ein ganz schmaler Spalt, durch den man einige Sterne blinken sah. Umrisse oder Einzelheiten der Häuser waren kaum zu erkennen. Erst oben an der Burg

hatte man einen freien Blick nach allen Seiten hin. In der Ferne, ganz schwarz gegen den dunklen Nachthimmel, einige Höhenzüge, die die Lahn umsäumen, unter uns dann die Stadt mit den vielen Lichtern, die einen so ruhigen Eindruck machten.

Unwillkürlich zog ich einen Vergleich mit der Großstadt Dortmund, mit ihren tausenden, sich bewegenden, vorwärtsjagenden Lichtern, die so gleichsam die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Vorwärtstürmen widerspiegeln, dachte an das rote Aufglühen der Wolken, wenn die Hochöfen abgestochen werden, an all den Lärm und das Getriebe zu jeder Tageszeit, welche erst das Wesen der Industriestadt ausmachen. Dort die Ruhe, zielbewusstes Arbeiten in der Studierstube, hier das pulsierende Leben, die praktische Ausnutzung der Erfahrungen der Studierstube. Das sind die Gegensätze, die mir vor Augen standen. Beide sind voneinander abhängig, ergänzen sich bzw. wechseln sich ab.

Genau so ist es im menschlichen Leben. Erst kommt die Überlegung, dann die Tat, dann wieder Überlegung zu neuer Tat. Das Primäre ist also die Überlegung, das zielbewusste Nachsinnen über eine Sache, das in der Stille der Studierstube geschieht, und nicht im hastenden Leben der Großstadt. Für die Handlungen der Menschen sind also deren Ruhepunkte maßgebend. Aus ihnen leitet sich erst der gesamte Lebensablauf ab und kehrt dann, am Schluß des Lebens, gleichsam als Ring wieder zur Ruhe zurück, zur ewigen Ruhe des Todes.

Das waren die Gedanken, die mich angesichts des ruhenden Städtchens beschäftigten.“

Gelegentlich stößt man auf bemerkenswert gut gelungene Versuche, aus dem Gesicht der Landschaft das Schicksal von Land und Volk abzulesen, ganz gleich, ob man, wie Karl Heinz Bicker (Westfälische Union, Hamm), die Landschaft als etwas Gegebenes hinstellt und auf diesem als nur bedingt veränderlich angenommenen Fundament sein gedankliches Gebäude errichtet, oder ob man, wie Eberhard Koeve (ebenfalls von der Westfälischen Union, Hamm) die Landschaft als Werkstoff betrachtet, der, „einer bestimmten Geschmäcklichkeit unterworfen, zur Gestaltung durch den Menschen drängt, der ihr erst ihren Sinn gibt“.

Vor allem der letztgenannte „Versuch einer Eindeutung“ enthält so schöne und dabei klar durchdachte Gedanken, daß diesen wenigstens auszugsweise nachstehend Raum gegeben sei:



Hessische
Bäuerin
in
Trauertracht.

Lichtbild:
Erich Reglaff.

Hessenland, wie ich es sah . . .

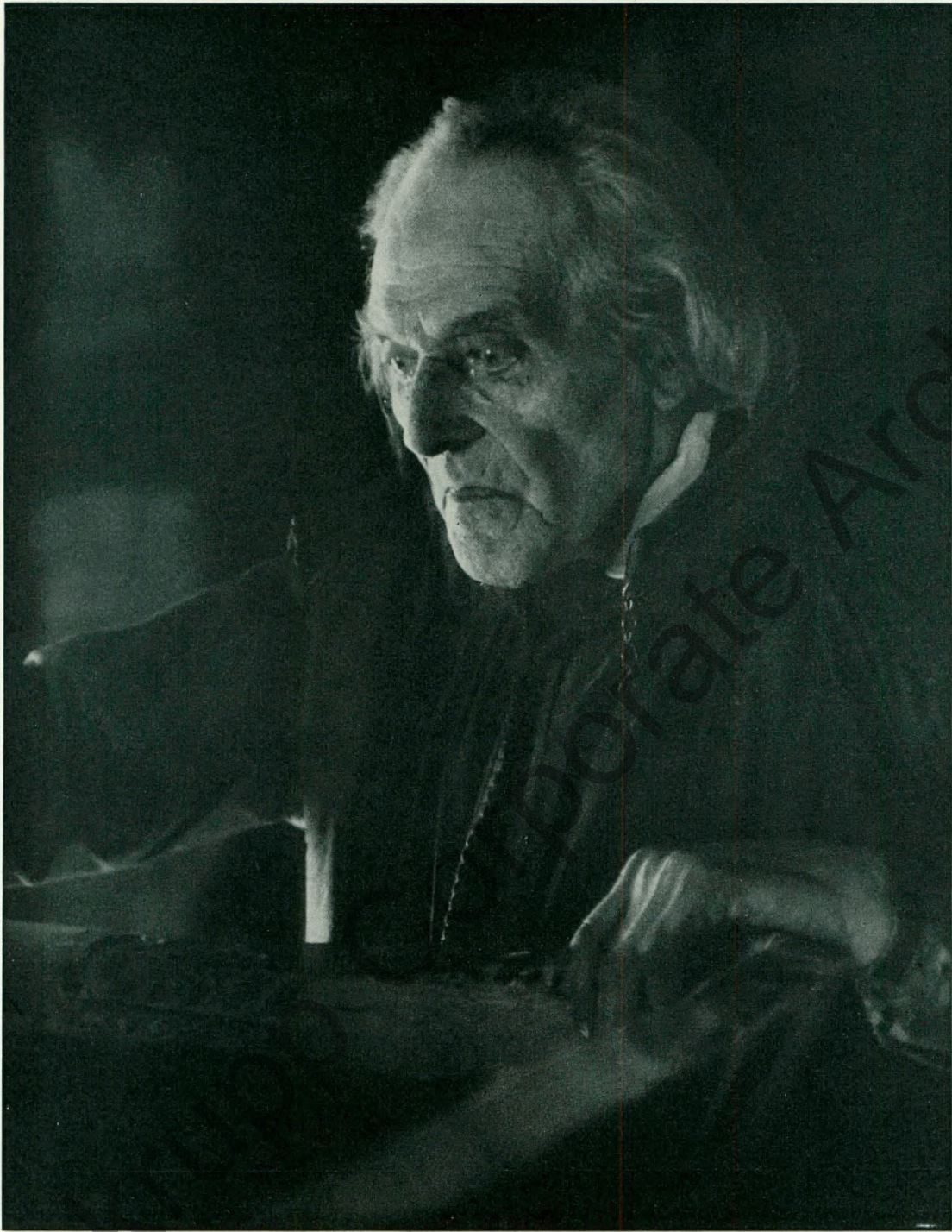
Versuch einer Sinndeutung von Eberhard Koebe.

So wie das zerfurchte Gesicht eines alten Menschen unendlich viel zu lesen gibt, so könnte man auch aus dem landschaftlichen Antlitz des Hessenlandes die menschlichen Schicksale des Volkes ableiten. Ein Land, das so vielgestaltig, ja so zerrissen ist, kann nicht Raum gegeben haben für ein behaglich dahinlebendes Volk. Der Gegensatz in der Landschaft muß auch in seinen Bewohnern Gegensätze hervorgerufen haben, die dafür verantwortlich sind, daß Hessen nie in der Geschichte als Einheit eine überragende Bedeutung gehabt hat.

Will man Hessen verstehen lernen, will man die vielen Baudenkmäler erleben, muß man zuerst die Landschaft kennen, muß gefühlt haben, daß sich das Hessenland nicht nur im sonnen-

beschienenen ruhigen Dorf Hersfeld offenbart, sondern daß zum Charakter dieses Landes auch die kalten und scharfen Winde der Rhön gehören.

Es ist Hessenland, jene Stimmung, die man im Kurpark von Hersfeld erleben kann: Schmale Wege, umgeben von alten, knorrigen Bäumen, lachender Sonnenschein zwischen den Zweigen, hüpfende, sorglos spielende Eichhörnchen; am Rande des Parkes eine Bank, von der man eine herrliche Aussicht auf bewaldete Hügel und auf ein im Sonnenschein daliegendes Städtchen hat; das alles in einer ewig erscheinenden Ruhe. Man muß an solchen Orten mit ihrer eigenen Stimmung aber auch daran denken, daß in Hessen eine Elisabeth



Hessischer
Müller.

Lichtbild:
Erich Reglaff.

gelebt, die nichts als Nächstenliebe gekannt hat, daß in Hessen Goethe die „Leiden des jungen Werther“ empfand. Mit diesem Grundton der inneren Harmonie muß man am Grabe Bonifatius' gestanden haben und muß man in Fulda den Wallfahrtsweg zum Frauenberg gegangen sein.

Doch darf man Hessen nicht nur in der Sonne sehen, es gehört der Wind und es gehören die treibenden Wolken dazu. Die Sonne hat Zauber in der Einsamkeit der Wälder, aber auf den unfruchtbaren Hügeln der Rhön ist sie unwirksam. Hier muß man die Kälte gefühlt haben, muß einem der Hut fast vom Kopfe geflogen sein, muß man über die wie gefät umherliegenden kleinen wie auch großen Steine eruptiver Herkunft gestolpert sein. Sieht man dann von den Spitzen der Rhön auf die umliegenden Bergkuppen, deren Umrisse von Wolken verwischt sind und nur hin und wieder deutlich auftauchen, und denkt zurück an die soeben verlassenen bewaldeten

Flusstäler, an den sonnenbeschienenen Hochwald, so erkennt man die Eigenart des echten naturhaften hessischen Baustils. Ein richtiger hessischer Baumeister konnte nie nur Sonne und überschwengliche Gefühle im pompösen Barock zum Ausdruck bringen; er mußte neben der Sonne den kalten Wind berücksichtigen. Erst aus dem Zusammenfließen dieser beiden naturbedingten Kraftlinien konnte die Elisabethkirche in Marburg entstehen.

Ein Marmorbad, eine Drangerie, eine Kastadenanlage bewundert man, erfreut sich an dem Anblick, die Elisabethkirche aber erlebt man . . .

Das Hessen von heute hat mit der Zeit Schritt gehalten. In den großen Städten qualmen Fabrikschornsteine, bauen fleißige Hände, deren Ahnen vielleicht nie Hessen gesehen haben, Lokomotiven für die ganze Welt. In kleinen Städten schaffen die Bewohner in Tuchfabriken, um hier ihr Brot zu verdienen.

Lagaus, tagein verweben die ratternden Webstühle die



Bauer
aus der
Schwalm
(Hessen).

Lichtbild:
Erich Neiglaff.

maschinell hergestellten Fäden zu Tuchen verschiedenster Qualitäten. An jedem Tag überlegt der Leiter der Färberei, welcher Farbstoff heute auftragsgemäß verwandt werden muß.

An seiner Webmaschine merkt der Mann nichts von dem Charakter seiner Heimat, sieht er nichts von den Baudenkmalern, die sein Land schmücken. Er ist nicht so heimatnah, wie der Bauer in dem Dorfe, der echt hessisch sein einfaches Fachwerkhäus mit kunstvollen, eingeritzten Blumenranken bekränzt; er kennt nichts von den vielen Sagen, die das Volk um die alten Burgen dichtete. Dieses alte Hessen lebt aber noch auf dem Lande, in den romantischen Winkeln und Gassen der Kleinstadt, in den schönen Trachten der Frauen, die charakteristisch trotz der Farbenfreudigkeit des Kleides doch den Ernst des Hessenlandes widerspiegeln.

Verläßt der Arbeiter abends, nachdem die Sirene die Räder stillstehen ließ, das Fabrikgelände, wo er den ganzen Tag in der großen Maschinenhalle an einer der vielen Fräsbänke gestanden hat oder wo er Teile des Lokomotivgestells für Modell 2 D 2 zusammenschweißte oder wo er mithalf, daß

auch an diesem Tage fünfzehn Dieselmotoren das Werk verließen, so denkt er vielleicht nicht daran, daß so manches alte Haus seiner Stadt jene Zeiten miterlebte, die heute Geschichte des Hessenlandes geworden sind. Um ihn ist das Dröhnen der schweren Sechzigzentnerhämmer, das laute Schlaggeräusch des Vernietens eines Lokomotivkessels, das Brummen eines Dieselmotors oder das monotone Schleifen der Hobelbänke. Vor ihm steht der schwere Diesellastzug, der alle Gauen Deutschlands durchheilen, vor ihm steht die große, mächtige Lokomotive, die die Urwälder Afrikas durchrasen wird, um dort von der Leistungsfähigkeit der deutschen Erzeugnisse zu künden.

So ist Hessen ein Buch mit buntscheckigem Inhalt. Mitten in der altertümlichen Romantik stößt man auf neuzeitliche Errungenschaften der Technik, um auf der nächsten Seite von dem Glanz vergangener Dynastien zu lesen.

Das Land ist geblieben, vielgestaltig und uneinheitlich, nur die Menschen haben im Laufe der Jahrhunderte die Gegensätze des Landes abgeschwächt; aber wer sie sucht, findet sie auch heute noch."



Altstadt in Marburg.

Sichtbild: D. E. Hoppé.

Zum Abschluß unseres „Querschnittes durch eine Lehrlingsfahrt“ mag einer der Teilnehmer noch einmal zusammenfassend über seine Eindrücke berichten, wobei betont sei, daß hier, wie auch bei den vorhergebrachten Auszügen, irgendwelche stilistische Verbesserungen oder Änderungen nicht vorgenommen wurden.

Ein Lehrling fährt durchs Hessenland.

Von Max Kaeseberg, Friedrich Wilhelms-Hütte Mühlheim (Deutsche Eisenwerke AG.).

... Bierter, fünfter, letzter Tag. — Man fuhr sich noch einmal mit der Hand über die Stirn und konnte es so recht gar nicht begreifen, daß man schon wieder an der Stelle stand, wo man vor sechs Tagen die gemeinsame Fahrt begonnen hatte: in Hagen auf dem Bahnhof. Vor sechs Tagen, da hatten sie sich getroffen, dreiunddreißig junge erwartungsvolle Menschen aus Rheinland und Westfalen; die wenigsten kannten sich. Und jetzt gingen sie auseinander wie alte Bekannte, fast wie Kameraden, die zusammen ein Erlebnis gehabt hatten. „Wir werden diese Zeit so leicht nicht vergessen!“ hatten viele zum Abschied gesagt.

Wer würde nicht mit lachendem Herzen seinen Büroschemel und das ganze Industriegebiet hinter sich lassen, um eine sorgenlose Fahrt ins weite, offene deutsche Land zu machen? Und ich glaube, alle haben diesen Tausch für eine Woche gern getan, wenn's auch für manchen vorher harte Arbeit gekostet haben mag. Aber das macht ja nur doppelt froh. —

Viele, fast alle Reisen sind schön, wenige nur wertvoll. Um gleich das Wesentliche herauszustellen: War unsere Reise wertvoll? Man könnte weiter fragen: Hat diese Fahrt einen Eindruck hinterlassen, hat sie angeregt, hat sie vielen den Blick geweitet, neuen Gedanken Raum gegeben oder hat sie sogar, in umfassendem Sinne, bildend gewirkt?

Nun, wir haben manches gesehen. Wir sind am ersten Tage

durchs liebliche Sauerland nach Kassel gefahren, haben dort am anderen Morgen die Henschel-Werke besichtigt; am Nachmittage ging es nach einer Kreuz- und Querfahrt durch Kassel hinaus zur Wilhelmshöhe. Das Ziel unseres dritten Tages war Hersfeld, die zwölfhundertjährige Stadt mit den großen Tuchfabriken Reckberg-Braun, denen wir auch einen Besuch abstatteten. Noch am Abend ging es weiter nach Fulda, der herrlichen Domstadt. Am Nachmittage des folgenden Tages brachte uns der Autobus zur Wasserkuppe hinauf, dem Berg der deutschen Segelfliegerei. Und nach saufender Abfahrt nach Fulda zurück trug uns der Kraftwagen weiter durch herrliches, idyllisches Hessenland mit schmucken Häusern und Dörfern nach Marburg, der ehrwürdigen Universitätsstadt, wo wir den Rest unserer Zeit verbringen durften, bis uns der Zug zurück zum Industriegebiet brachte. —

Man könnte diesen mit Absicht nur skizzenartig wiedergegebenen Verlauf unserer Tage ausspinnen und erweitern, könnte mehr von den Einzelheiten erzählen und den chronologischen Verlauf der Ereignisse näher beschreiben, um so ein möglichst naturgetreues Abbild unserer Fahrt zu geben. Dann aber besteht allerdings die Gefahr, daß man hinter den vielen vielleicht so lesenswerten Kleinigkeiten und Einzelheiten das Bedeutende vergißt: daß nämlich diese Reise nicht nur interessant und schön war, sondern auch wertvoll. —

Es wäre weit gefehlt, eine Prämienreise als eine Erholungsreise zu bezeichnen. Das ist es ja gerade, was unsere Fahrt so

ausgezeichnet hat: Entspannung und Konzentration, Natur und Industrie, weltabgeschiedene Stille und dröhnende Arbeit, romantische Stimmungsbilder und nüchterne reale Fabrikanlagen, ehrwürdige Kulturgüter und zivilisatorische Errungenschaften! Man muß sich nur dessen bewusst werden, wie vielseitig und umfassend unsere Fahrt war, und noch erstaunlicher, wie das alles vereinigt und zum harmonischen Ablauf gebracht wurde. In der Tat, das ist das Wertvolle: in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit einen solch starken, erlebnisreichen Einblick erhalten zu haben, etwas gemerkt zu haben von dem Dreiklang: Mensch — Arbeit — Landschaft.

Wenn es auch nicht jedem so ohne weiteres jeden Morgen leicht gefallen sein mag, um sechs oder sechseinhalb Uhr aufzustehen, so sah doch jeder den Zweck ein: keine Zeit zu verlieren und möglichst viel vom Tag zu haben. Überhaupt war all das, was nun einmal notwendigerweise zum äußeren Verlauf eines Reisetages gehört, wie Mahlzeiten, Fahrtverbindungen und dergleichen so gut vorgeesehen und eingerichtet, daß alles jederzeit mühelos und ohne großen Zeitaufwand vonstatten ging. —

Als wir am Nachmittag in Kassel die schnurgerade Allee zur Wilhelmshöhe hinauffuhren, da lag noch das Dröhnen und Hämmern der Henschel-Werke in unseren Ohren. Wir hatten ein Industrieunternehmen gesehen, das auf eine mehr als dreihundertjährige Tradition zurückblicken kann und das, nachdem es 1848 den Lokomotivbau aufgenommen hat, heute die größte Lokomotivfabrik Europas ist. Noch sahen wir die wuchtenden und stampfenden Hämmer der Schmiede von Rothenditold, sahen, wie Kessel geschweißt oder genietet wurden, hörten das rhythmische Lied von hundertem Bearbeitungsmaschinen der mechanischen Werkstätten für den Lokomotivbau im Werk Mittelfeld, einer mustergültig geplanten Industrieanlage, sahen, sozusagen mit der Produktion gehend, die Kraftwagenherstellung in allen Phasen und — welch ein Beispiel deutscher Präzisionsarbeit! — den Zahnradbau. Als eindrucksvolle Krönung war in uns haften geblieben die Lokomotivmontage in Kassel im dritten Henschelschen Werk. Wer erinnert sich nicht des Anblickes dieser ruhenden riesenhaften Ungeheuer, die, obgleich oder gerade weil im Entstehen, einen solch gigantischen Eindruck machen. Man sah nun so recht, wieviel Arbeit und Können in solch eine Lokomotive allmählich gesteckt worden ist. Und hier lagen nur einige vor uns, einige von 23 000, die in den Henschel-Werken im ganzen hergestellt worden sind. Wahrlich eine Leistung und ein Zeugnis deutscher Wertarbeit! Und welch eine Unterordnung des einzelnen, des schaffenden Arbeiters als auch des Ingenieurs, unter die Idee des Gesamtwerkes! —

Doch jetzt sind wir auf der Wilhelmshöhe angekommen, stehen zu Füßen des Herkules, schauen tief hinab auf die Kasselerkaden und Wasserspiele und noch tiefer hinunter auf Schloß Wilhelmshöhe und seine reizende Parkumgebung. Und der Weg hinab mutet fast wie ein Gang ins Märchenland an, vorbei an rauschenden Wasserfällen, durch freundliche lichte Wälder, und am Ende steht man gar auf einer großen Wiese und vor einem Schloß, der Löwenburg, in dem Dornröschen noch zu schlafen scheint.

Erst die Tuchfabriken in Hersfeld brachten uns am anderen Tage in die Wirklichkeit zurück. Obgleich nicht zu unserem eigenen Gebiet, der Metallindustrie, gehörend, hat dieser Besuch uns doch einen fesselnden Einblick in das Arbeiten einer modernen Volltuchfabrik gegeben, in der wir vom Rohstoff bis zur fertigen Ware den Produktionsprozeß verfolgen konnten.

Wer hat noch an das ratternde Gausen und Rasseln der Webstühle am anderen Tage gedacht, als der Autobus nicht nur vor Anstrengung, sondern auch von unserem Gesang erzitterte und es die Wasserkuppe hinaufging? Und wie wir dann auf der Kuppe dicht neben dem Aar, dem Denkmal

der deutschen Fliegerei, die weite Rhön mit ihren weichen Kuppen und Senkungen unter und um uns hatten, die wie Riesen in Nebelwogen, die um die Gipfel lagen, auf- und niedertauchten. . . Welche Veränderung im Zeitraum einer Minute! Die Sonne war durch die Wolken gebrochen, und weit und weiter konnte der Blick in eine unberührte Landschaft schweifen, auf bunte, saubere Dörfer, die von unsichtbarer Hand an den Hang geklebt schienen, und jetzt, dort hinten, wo sich zwei Senkungen trafen, sahen wir Kolonnen und Wagen in langer Reihe, die ersten Truppen, die nach Beendigung des großen Herbstmanövers in ihre Garnisonen abrückten. Aber dann segte der Wind mit Nebelfetzen wieder alles zu, und es war uns allen so, als ob wir zusammen auf einer Insel in einem weiten Wolkenmeer stünden. Wir knöpften fröstelnd unsere Jacken enger und gingen hinunter zu unseren Wagen, die uns wieder abwärts bringen sollten.

Man hätte gleichsam davon träumen können, auf einem solch hohen Berge zu stehen, daß man das ganze Gebiet, das wir auf unserer Reise gesehen haben, mit einem Blick überschauen könnte. Wie klar hätten wir dann gesehen, daß wir nicht nur durch Landschaft und Städte unserer Gegenwart gegangen sind, sondern daß auch der Geist der vergangenen Jahrhunderte zu uns gesprochen hat.

Dort sieht man die aus karolingischer Zeit stammende Stiftsrueine von Hersfeld auftauchen, einen Basilikabau mit riesigen Dimensionen, daneben die trutzige Michaelskirche in Fulda aus derselben Zeit. Wir überfliegen mehrere Jahrhunderte und stehen vor der Elisabethkirche in Marburg. Gewachsen ganz aus dem Landschaftsbild als der früheste rein gotische Bau, spricht sie zu uns allein durch die Wucht des Steines und der klaren, strengen Linien. Treten wir ein, so flutet uns das Licht entgegen, und wir sind überrascht von der Weite und Klarheit der Raumgestaltung. Nur schwer können wir uns trennen. — Doch schon schweift unser Blick weiter von der Spitze unseres Berges hinab auf die Bauten der Renaissance in Kassel, auf das Ottoneum, das erste, feste, deutsche Theater, den Renthof, das Zeughaus und die stattlich reichen Häuser dieser Zeit. — Und wer könnte dann, herabsteigend vom Frauenberg, durch das Paulustor abwärts die Pauluspromenade schreitend, Fulda übersehen und vergessen: Dort der Dom mit dem Grab des Bonifatius, hier das Schloß mit seinen langen Fronten, die glänzende Drangerie und der Schloßgarten, in satte Herbstfarben getaucht, mit seinen geschwungenen Terrassen und Balustraden, alles einheitlich in barocke Formen gebracht.

Am gleichen Abend noch stiegen wir auf den Schloßberg in Marburg. Tief unter uns ausgebreitet lag die Stadt im verdämmernden Licht. Lichter brannten bereits, und mattblau schimmerten die Schieferdächer der alten hohen Häuser drunten in den engen, winkligen Gassen mit den vielen feineren Stufen. Kein Laut dringt herauf; nur der Wind bewegt sacht die alten Bäume im Schloßhof. Wie schwarze Schatten heben sich die Türme der Elisabethkirche zu uns herauf. . . Das ist das Bild einer alten deutschen Stadt, so wie man sie im Traume sieht, und man spürt: der Geist der Jahrhunderte ist in ihr wach. —

Und dieser Gang durch unsere deutsche Gegenwart und Vergangenheit, den wir, wenn auch bei weitem nicht erschöpfend, so doch eindringlich genug machen konnten, vom karolingischen festgefügtten Bauwerk bis zu den modernen Kliniken und Instituten der Marburger Universität oder auch bis zur modernen Lokomotive, er hat uns dies bestätigt und von neuem gelehrt:

! Mag auch der Stoff und die Form verschieden sein, der Gehalt und die Idee ist immer wieder derselbe Ausdruck der schöpferischen Kräfte unseres Volkes“.



Im Kampf mit dem Treibeis.

Lichtbilder (10): Pantenburg.

Nordlandjungen auf Fangfahrt.

Ein Bildbericht von Vitalis Pantenburg.

Über eine „Lehrlingsfahrt“ ganz anderer Art berichtet nachstehend unser ständiger Mitarbeiter Pantenburg, der sich zur Zeit wieder auf einer längeren Studienreise im europäischen Nordostraum befindet. Text und Bilder mögen hier ohne Begleitworte für sich sprechen.

Seines Spätwintertages begann die unabsehbar weite glitzernde Eisfläche vor dem Inselkranz des äländischen Archipels donnernd zu bersten und, durch die breitklaffenden Risse in mächtige Felder aufgespalten, einmal gegen die Waldküsten des schwedischen Festlandes, ein andermal auf die Felsklippen des finnischen Schärenengartens zu treiben. Ganz willkürlich, wie Strömung und Wind eben einmal sind. Da fuhr die wikingerbaste Unrast wie ein starker Frühlingwind in Nlav und Erik, die Jungen von der Leuchtturmschäre, die — ein Vorposten gegen Ansturm der weißgrünen Wogen des Baltischen Meeres — weit



Nlav von der Leuchtturmschäre.

draußen liegt. Den ganzen Herbst und Winter haben sie vor dem flackernden Kaminfeuer von ihrer ersten Fangfahrt gesprochen, es den Großen gleichzutun und den Seehund im Eis zu jagen. Ugel von der Finboschäre wird ihr Lehrmeister sein. Knapp achtzehn Lenze zählt der lange Blonde, aber er gilt weit und breit als richtiger Großfänger. Viele Male ist er ins Treibeis ausgefahren, mehr als hundert Stück „fäl“ hat er mit heimgebracht und schönen Verdienst aus Abschussprämie, aus Fell, Speck und Tran gezogen. Zwei gute „rifles“ — der Stolz äländischer Burschen — sind sein eigen. Ja — das wird eine raubgefährliche Fahrt werden.

Noch blockiert schweres Packeis die Ausfahrt aus der Hafengebucht, weiter seewärts aber sind die Eismassen schon in Bewegung. Noch ein paar Tage — der Wind muß ablandig sein —, dann wird der Weg auf See zu frei. Es ist wie ein Sturm in die Herzen der beiden Jungen gekommen, die sich Urel als Kameraden ausgewählt hat. Nur schwer können sie den Start abwarten. Tag für Tag stehen sie am höchsten Punkt ihres Heimatholmes, auf dem Leuchtturm, die weitsichtigen Gläser des Vaters kommen nicht von den Augen.

Dann ist es an einem frühen Morgen so weit. Ein kräftiger Nordost schob über Nacht das Eis aus der Hafengebucht heraus. Voller Spannung wird das hochstevige Motorboot kargemacht, Ausrüstung und Proviant für gut eine Woche verstaut, zuletzt die sorgsam gepflegten Rifles, die schweren Fangbüchsen. Jetzt muß man starten, jetzt, ehe der Wind wieder schwoit und das Eis auflandig wird. Der Ältere überprüft noch einmal alles mit sachverständigem Blick, das leichte Fangboot wird auf Schlepp vertäut. „Los denn“ — der Motor beginnt sein gleichmäßiges „Wir schaffens noch, wir schaffens noch“ zu punkern — unsere drei Burschen sind jetzt eine „fänglag“, eine Fangmannschaft, für sie gelten die ungeschriebenen eisernen Befehle männlicher Kameradschaft. Da steuern sie hinaus ins richtige Abenteuer, die kaum flüggen Jungen unter ihrem Führer, deren Vorfahren schon seit ungezählten Generationen die See befuhren, seit sie in grauer Vorzeit von Schweden herüberkamen und von den aländischen Felseilanden Besitz ergriffen.

Smaragdgrün ist die See, stählernblaue Eisbrocken treiben vorbei, ab und an auch größere Schollen, denen man gern ausweicht. Klack, klack,



„Noch blockiert Packeis die Ausfahrt...“



hauen hier und da die Stücke gegen den Bug. Über Meer und Eis steht eine scharfe, fast sommerwarme Sonne und taucht alles in ein hartes gleißendes Licht, daß ihnen die unbewehrten Augen fast schmerzen. Weit, weit in der Ferne hebt sich klar die Kante des riesigen Eisfeldes ab. Sie ist das Ziel der Jungen. Dort werden sich junge Seehunde zu Dutzenden sonnen.

Gut drei Stunden sind sie gefahren, oft mußte man kleineren Treibeisfeldern ausweichen; nun pirschen sie mit halber Fahrt im Treibeisfaum längs dem großen Feld.

„Das hochstevige Motorboot wird kargemacht...“

Leichter Wind ist aufgekommen, und die losen Eismassen am Rande schwappen schwer und träge in der langausholenden Dämmung. Scharf äugt Urel mit dem Kieker über die endlosen Flächen hinweg. Da — seine Züge spannen sich, er weist in Richtung eines großen zackigen Schollenwalls; aber nur der Geübte vermag den plumpen weißgelben Körper eines jungen Seehundes in den Eispalten auszumachen.

„Stop“ — augenblicklich wird der Motor abgestellt. Erik soll diesmal Bootswache gehen, er hat den Bord vom scharfen Eise freizubehalten. Urel und Olav holen das Fangboot längsseit. Schnell die Schneehemden über. Erik reicht Riemen, stahlbewehrte Enterhaken und Bootsstangen, die Büchsen herüber.

„Da springen sie heraus und schleifen das leichte Boot über das Eis hinweg...“



Jetzt beginnt Männerarbeit. Sie stoßen kräftig die Schollen zur Seite, hauen mit Wucht die spitzen blinkenden Haken ins ausspritzende Eis und verholen sich daran. Nun liegt eine breite, feste Scholle vor ihnen, da springen sie heraus und schleifen das leichte Boot über das Eis hinweg, gehen drüben wieder hinein und arbeiten sich so Zug um Zug, Meter um Meter voran. Nie wird der Fangmann sein Boot zurücklassen, zu oft und unerwartet sackt beim Schleifen über das rüchische Eis eine Scholle unter den Füßen durch, daß die langen Gummistiefel augenblicklich bis über die Knie im Eisbrei versinken. Da hilft nur eisernes Festhalten am Bootstrand und schleuniges Hineinspringen. Hier und da verschmaufen unsere beiden ein wenig und halten Ausschau nach ihrer Beute. Die wälzt sich immer noch wohligh auf der sonnendurchgleißten Fläche, schnuppert wohl ein bißchen mit der lustig-neugierigen Schnauze in der Luft herum. Aber so ein junges Tier hat noch kein Arg und ahnt nicht, wie sehr der grausame Mensch gerade hinter seinem gelbseidigen Pelz her ist.

Die Jäger sind mittlerweile auf einige dreißig Meter herangekommen. Auf einer großen Scholle kniend legt Slav die Büchse an und zielt; Arjel steht daneben und hält seine Rifle klar zum Fangschuß, wenn es noch nötig sein sollte. Etwas



„Da — seine Büge spannen sich . . .“

unheimlich vor den seltsamen Gestalten mag dem Seehund doch wohl geworden sein, er hebt den gedrunghenen Kopf und äugt. Da kracht donnernd der Schuß über das weite Eis. Wie von einem schweren Hieb getroffen, haut's den Schädel zur Seite, schwer sackt der Körper zusammen, ein Strom heißen Blutes rinnt aus der tödlichen Wunde und färbt das glitzernde Eis rubinrot. Der erste Seehund ist unter Jungslavs Schuß gefallen, er hat seine Feuerprobe bestanden, jetzt ist er ein vollwertiger Kerl geworden. Die Freude darüber glänzt ihm aus seinem blanken Jungengesicht. Der Große langt ihm die rechte Pranke hin, sie sagen nichts, sehen sich nur einmal kurz und herzlich in die Augen.

Die gleiche mühselige Arbeit wieder zurück zum Boot. Weiter fahren sie mit gedrosselter Maschine längs der endlosen Feldeante und holen sich hier und da ihre Beute heraus. Stärker ist gegen Abend der Seegang geworden, eisiger Nord treibt ihnen pulverfeine Schneekristalle ins Gesicht, wie mit tausend Nadeln stechen sie in die Haut. Fester ziehen die Burschen ihre Pelzkappen über den Kopf. Schon zeigen sich Wellenreiter auf der tiefdunkelgrünen See. Schnell, unheimlich schnell treiben die Eisfelder gegen das heimatliche Land. Besorgt betrachten die drei das Spiel der Elemente, längst ist ihnen der Weg nach Hause verlegt. Es heißt jetzt handeln, schnell das Richtige unternehmen, ehe die pechschwarze Nacht über sie hereinbricht und die Gefahr, zwischen den Eismassen zersplissen zu werden, hundertfältig wachsen läßt.

„Der erste Seehund ist gefallen . . .“



„Zulezt ziehen sie das Fangboot hoch . . .“

Aber Ujel, der Großfänger, kennt sich gut aus in diesen gefährlichen Gewässern. Er steuert eine weit vorgelagerte Klippe an, die kahl und rissig von Eis und Schnee wie überwachsen sich aus der unbändigen See heraushebt. Unter Windschatten, im Schuß einer kleinen Bucht, legen sie an; der Anker fliegt in hohem Bogen über Heck heraus, der Ältere springt in

mächtigem Saß aufs Land und haut den Reserveanker fest und tief ins Eis einer Spalte.

„Alles an Land“ — befiehlt der den Jungen. Sie schaffen ihre ganze Ausrüstung, alles, was nicht niet- und nagelfest, an Land. Zulezt ziehen sie das Fangboot hoch. In einer geschützten Kluft aus Fels und Eis wird geschickt aus Boots-

hafen, Riemen und Perfenning ein Dach gebaut. Bald sitzen sie mitten im Toben des eisigen Sturmes einigermaßen geborgen um den surrenden Primusfocher. Sie sind rechtlichaffen müde von der harten Tagesarbeit, und ihr dünnes Gespräch dreht sich um das, was man morgen tun wird, und um diesen und jenen, der nie wiederkam aus dem Eis, von dessen Boot später die See ein paar zerspaltene Wrackteile irgendwo an die Klippen spülte . . .

Als sie ein wenig später in den warmen Säcken aus Renntierfell liegen und sich auf der Windseite die Schollen knirschend aufeinandertürmen, mögen sie wohl denken, daß es bei Müttern daheim jetzt angenehmer wäre. Aber sie sind ja doch äländische Jungferle und haben das zu beweisen, jetzt und immer wieder. So will es gutnordische Seevolktradition.



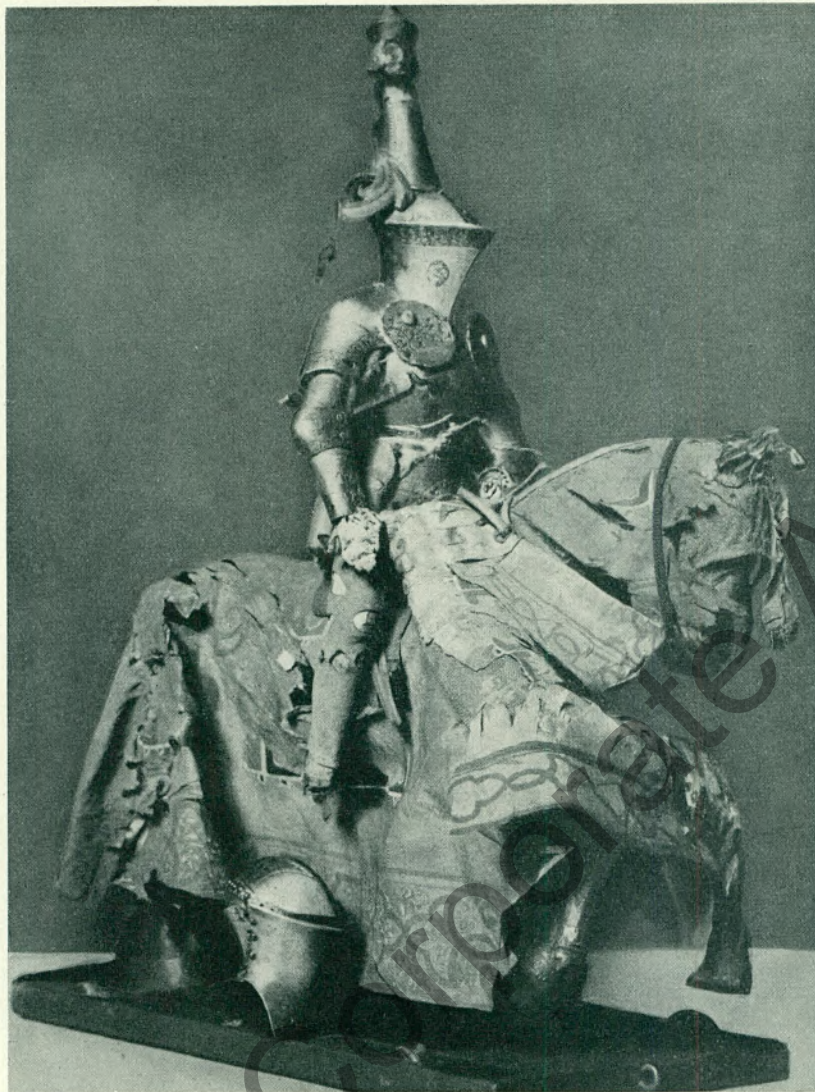
„Zwischen Fels und Eis wird aus Riemen und Perfenning ein Dach gebaut . . .“

*

Altes deutsches Kinder- spielzeug.

Eine
volkskundliche Studie
von
Dr. Karl Gröber,
Hauptkonservator
am Landesamt
für Denkmalspflege,
München.

Turnierreiter,
deutsch, um 1520.
(München, Nationalmuseum.)



Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war und ist das Kind gleich in seinen Bedürfnissen und in seinem Verlangen nach Spielzeug. Seit den ersten Versuchen der Menschheit, Spielzeug für das Kind herzustellen, bis herauf in die modernsten Zeiten hat sich daher nicht viel geändert an der formalen Ausgestaltung und an dem Material von alledem, was zuerst dem geliebten Kind zum Spielen ins Händchen gedrückt wurde und wird. All die noch heute beliebten Spielsachen, wie die Kinderklapper, die Stoffpuppe und die Holztierchen, sind so alt wie die Menschheit selbst. Wir dürfen uns nicht dadurch täuschen lassen, daß in den vorgeschichtlichen Gräbern fast nur Spielzeug aus Ton, wie Kesseln, ein-

fache Tierchen und buntbemalte Kreisel, zum Vorschein kommen, denn nur sie konnten sich durch ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Zerstörungskraft der Jahrhunderte unverseht erhalten. Was aber aus Holz bestand oder gar aus Stoff- und Fellresten — und das war sicher weit mehr als das, was aus Ton hergestellt wurde —, ist fast bis aufs Allerletzte verschwunden, und nur hier und da zeugen Zufallsfunde dafür, daß es auch bei uns in ganz fernen Zeiten Spielzeug aus Holz oder Stoff gegeben hat.



Keine Holzschnitzerei aus dem sächsischen Erzgebirge, sondern
Ägyptischer Brotknefer.
Bewegliches Holzspielzeug um 2000 v. Chr.
(Leiden, Museum.)

Der alles konservierende Sand Ägyptens hat Beispiele von Stoffpüppchen, Puppenkleidchen und einfachem, teilweise sogar beweglichem Holzspielzeug in reichlichen Mengen be-



Keine
Kunstgewerbliche Stoffpuppe
aus dem Jahre 1936, sondern
Koptische Puppe
aus Pornopolis, um 500 v. Chr.
(Wiener Museum.)

wahrt. Wir können an dem, was vor weit über dreitausend Jahren für das Kind hergestellt wurde, genau feststellen, daß zur Zeit Pharaos die Buben und Mädchen auch mit nichts anderem als unsere Kinder spielten. Eine koptische Stoffpuppe könnte noch heute in jedem Spielwarenladen verkauft werden, ohne daß sie aus dem modernen Rahmenherausfiel. Ebenso würde ein beweglicher Hampelmann aus dem Jahre 2000 vor Christus von den allermeisten für eine schlechte Arbeit aus Oberammergau oder dem Sächsischen Erzgebirge gehalten werden.

Das Spielzeug als volkstümlicher Massenartikel hat eben nie die Entwicklungslinie verlassen, welche ihm sein einziger Abnehmer und Kon-

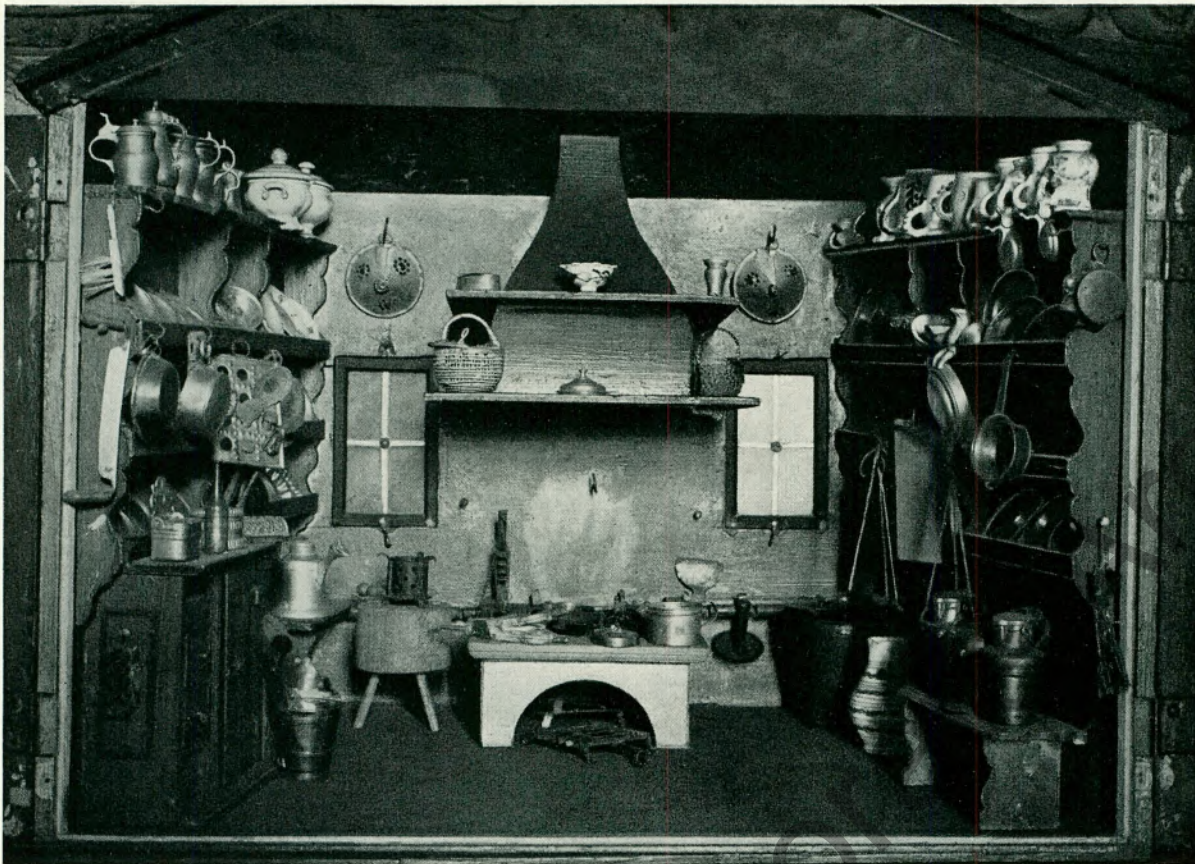
sument, das Kind, vorschrieb. Es ist daher auch schwer, wenn nicht sogar unmöglich, beim einfachen Einzelspielzeug frühester Zeit die nationale Herkunft herauszuschälen.

Erst da, wo das Spielzeug vom immer zeitgebundenen Erwachsenen in Anlehnung an seine stilbeeinflusste Umgebung hergestellt wurde, ist es möglich, etwas über die Entwicklung des Kinderspielzeugs eines Volkes zu sagen.

Kärglich sind die Reste des deutschen mittelalterlichen Spielzeugs. Nur kleine Lompüppchen, die Ritter und Damen jener längst vergangenen Zeit darstellen, fanden sich im Bauschutt der Städte und Burgen. Damals muß es aber auch schon Glaspielzeug gegeben haben; denn



Spielende Knaben aus dem „Hortus deliciarum“
des Herrad von Landsberg, um 1180.



Puppenstube aus dem 18. Jahrhundert.

(München, Nationalmuseum)

dies bezeugt jene entzückende Legende von der heiligen Elisabeth, die in Eisenach allerlei gläserne Kleinigkeiten zum Spielen für arme Kinder eingekauft haben soll und der bei ihrer Rückkehr in die Burg die zerbrechlichen Sachen von ihrem Zelter hinab in einen tiefen Steinbruch fielen. Die Legende berichtet nun, daß ein Wunder geschah und daß nichts Schaden genommen hatte. Auf mittelalterlichen Bildern ist Spielzeug dagegen häufig dargestellt. In dem — leider 1870 verbrannten — berühmten „Hortus deliciarum“ der kunstsinigen Äbtissin Herrad von Landsberg werden zwei kämpfende Ritter des zwölften Jahrhunderts gezeigt. Ähnlich waren die kleinen Ritter in Turnierrüstung, mit denen sich fast dreihundert Jahre später Kaiser Maximilian II. in seiner Jugend belustigte. Man konnte mit diesen fahrbaren und gepanzerten Helden zu Pferd Turnier spielen, und wer geschickt war, stach seinen Gegner tapfer vom Kößchen.

Im fünfzehnten Jahrhundert treten in Nürnberg die ersten Handwerker auf, welche die Herstellung von Kinderspielzeug als Lebenserwerb ausübten. Sie hießen „Dockenmacher“ nach der Docke, dem süddeutschen Wort für Puppe. In diesen Meistern sehen wir auch die ersten Pioniere der später so umfangreichen Nürnberger Spielzeugindustrie. Außer ihnen, welche die Spielzeugherstellung als Hauptgeschäft betrieben, sind noch die andern Handwerker zu erwähnen, die all das, was sonst im großen für den Erwachsenen hergestellt wurde, im kleinen für das Kind nachbildeten. Nürnberger Land, ein im sechzehnten Jahrhundert aufkommender Begriff, mit dem ursprünglich alle Nürnberger Handelsware bezeichnet wurde, war bald das Sammelwort für das von hier aus massenhaft in die Welt versandte Kinderspielzeug und die übrigen netten Kleinigkeiten, an denen auch die Erwachsenen Freude hatten. Nürnberg überflügelte rasch die andern großen Städte Deutschlands. Alle Gewerbe fertigten hier die immer größeren Ertrag bringende Handelsware. Besonders gesucht

wurde feinere Ware im späten sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert, und Christoph Weigel sagt in seiner Beschreibung aller Künstler und Handwerker aus dem Jahre 1698: „Die Materie, woraus diese Spiel- und Dockenwaren bestehen, sind teils Silber und werden von den Goldschmiede- und Silberarbeitern verfertigt, teils Holz, welche die gemeinen Bildschnitzer und Drechsler zu machen pflegen, teils Alabaster, so eine Arbeit ist der Alabasterer. Andere werden von Wachs poussiret, und absonderlich von selbigen mancherley Tier und Geflügel, der Natur fast ganz gemäß mit rauhen zarten Häutlein überzogen, und mit Federn sehr artig bekleidet — ja es ist fast kein Handwerk, wovon dasjenige, was es groß zu machen gewohnt, nicht auch öfters ein kleines Modell und Dockenwerk zum Spielen verfertigt gesehen werde.“

Für den Umfang der Nürnberger Produktion im siebzehnten Jahrhundert spricht die Tatsache, daß damals schon in einer einzigen Werkstätte allein dreitausend Duzend Holztrompeten auf den Markt gebracht wurden und daß das Holzspielzeug von 1566 an den levantinischen Markt von Venedig aus eroberte.

Neben dem ewig gleichbeliebten Spielzeug der Mädchen, der Puppe, und dem Soldaten und Pferdchen der Knaben entstand in jener Zeit ein etwas umfangreicheres und komplizierter herzustellendes Spielzeug, das Puppenhaus, bei dem Geld und Mühen nie gespart wurden. Für das Kind bestimmt, erfreute es zugleich auch die Erwachsenen. Paul von Steffen schreibt im Jahre 1765 darüber folgendes: „Bei der Erziehung der Mädchen muß ich der Spielsachen gedenken, mit welchen manche spielten, bis sie Bräute wurden, nämlich der sogenannten Dockenhäuser. Darin war alles, was zu einem Haus und zu einer Haushaltung gehörte, im kleinen vorgestellt, und manche trieben dabei die Uppigkeit so weit, daß ein solches Spielwerk gegen 1000 Gulden und mehr zu stehen kam.“ Das älteste Puppenhaus, von dem wir Nach-



Schlafzimmer aus einem Ulmer Puppenhaus, um 1600.
(Berlin, Schloßmuseum.)

richt haben, ließ Herzog Albrecht von Bayern 1558 für sein Löcherchen herstellen. Leider ist es 1674 beim Brand der Münchener Residenz vernichtet worden. Mit ihm ist eines unserer wichtigsten Dokumente für das höfische Leben und Wohnen im sechzehnten Jahrhundert zugrunde gegangen. Da uns aber ein von Johann Baptist Fickler genau abgefaßtes Inventarium aus dem Jahre 1599 erhalten ist, können wir uns ein genaues Bild davon machen, was ein fürstlicher Haushalt in jener prunkliebenden Zeit enthielt. Von den verschiedenen Küchen bis zum Badstübl, von der Waffenkammer bis zum Löwenhäusel, in dem das bayrische Wappentier gehalten wurde, war alles vorhanden.

Im achtzehnten Jahrhundert hat dann die Fürstin Augusta Dorothea von Arnstadt von 1716 bis 1740 in beinahe hundert einzelnen Puppenstuben mit vielen Puppen bis aufs letzte das Leben und Treiben ihres mitteldeutschen Hofes in der Zeit vor Goethe geschildert. Dieses Puppenhaus ist uns erhalten geblieben und ist in Arnstadt in Thüringen neu und würdig aufgestellt. Auf die Geschichte der Puppe hier einzugehen, würde zu weit führen, man müßte eine Geschichte der Mode der letzten vier Jahrhunderte schreiben, um ihr gerecht zu werden, denn einstens wurde die Puppe nur selten als Kind

gebildet. Sie war eine Erwachsene, die sich als Modedame trug und darum aufs modernste gekleidet sein mußte.

Im achtzehnten Jahrhundert trat ein neues Spielzeug auf den Plan, das sich im Fluge die Welt erobern sollte: der Zinnsoldat. Seine Vorläufer gehen allerdings zurück bis ins Altertum. Schon die Duden der alten Römer hatten ihre Legionäre, ihre Rennwagen und Gladiatoren aus Zinn, um Zirkus und Krieg zu spielen. Ebenso gab es im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit Zinnfigürchen zum Spielen. Sie blieben aber teure Einzelerwerbungen, und erst dem Nürnberger Zinngießer Andreas Hilpert gebührt der Ruhm, um das Jahr 1760 herum die noch heute von der Jugend so sehr geschätzten Zinnsoldaten als weltmarktfähiges Spielzeug eingeführt zu haben.

Der unerwartete Erfolg der Nürnberger Zinnsoldaten lag besonders darin, daß die Fabrikanten von Zinnfiguren sich bald auf einen ganz bestimmten Maßstab einigten. Der erwachsene stehende Mann wurde nicht größer als 33 Millimeter gebildet, und alles andere mußte sich in der Größe nach ihm richten. So war es möglich, einen Besitz an Zinnsoldaten systematisch auszubauen, ohne eine Armee von Riesen und Zwergen zu erhalten. Die damals eingeführte



Deutsche Zinnsoldaten aus dem 18. Jahrhundert.



Trommel und Kürass Friedrichs des Großen.

(Berlin, Hohenzollernmuseum.)

sogenannte „Nürnberger Größe“ wurde bis heute beibehalten. Es ist selbstverständlich, daß nicht nur Zinnsoldaten angefertigt wurden, auch das zivile Leben des Biedermeiers bot Vorbilder genug, und so gab es Volksfeste, Marktszenen jeder Art, Gärten, Dörfer und Burgen, ja sogar die erste Eisenbahn wurde aus Zinn nachgebildet. Besonders schöne Tierfiguren brachte Andreas Hilpert ebenso heraus, und unter den peinlich genau nach wissenschaftlichen Vorbildern geformten Vögeln findet sich noch die seit über hundert Jahren ausgefordene Dronte. Die Zinnfigurenindustrie blieb fast ausschließlich auf Deutschland beschränkt und löste teilweise das ältere volkstümliche Holzspielzeug ab.

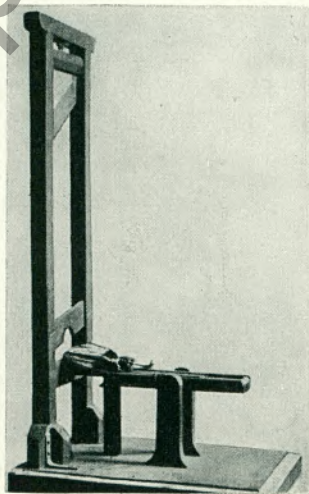
Für die Zinnsoldaten gab es einen billigen Ersatz. Es war der Ausschneidebilderbogen mit seinen bunten Soldatenfiguren, die wir auch heute noch kennen und die noch ebenso wie früher von der Jugend geschätzt werden. Für das Mädchen erfand man die Ankleidepuppe aus Papier, die schon im siebzehnten Jahrhundert auftritt. Zugleich finden wir das interessante Klebebilderbuch, zu dem die Augsburger Stecher des achtzehnten Jahrhunderts ganz entzückende Ausschneidebögen lieferten. Das neunzehnte Jahrhundert brachte seit seinem Beginn das billige, auf Massenabsatz berechnete und mit der Maschine hergestellte Blechspielzeug auf den Markt. Damit war der Anfang der Ausschaltung der individuellen Handarbeit auf diesem Gebiete gemacht.

Nicht immer entsprach auch altes Spielzeug dem guten Geschmack, und selbst dafür, daß bei der Auswahl von Spielzeug für ihre Kinder selbst große Geister entgleisen können, gibt es Beispiele. In der Zeit der Französischen Revolution wurden kleine Guillotinen als Spielzeug hergestellt, mit denen man „Aristokratenpüppchen“ stilgerecht enthaupten konnte. Goethe

bestellte im Dezember 1793 ein solches Spielzeug für seinen Sohn August bei seiner Mutter in Frankfurt. Diese aber hatte wie immer das Herz auf dem rechten Fleck und schrieb zurück: „Lieber Sohn! Alles, was ich dir zu Gefallen tun kann, geschieht gern und macht mir selbst Freude, aber eine solch infame Mordmaschine zu kaufen, das tue ich um keinen Preis, wäre ich Obrigkeit, die Verfertiger hätten ans Halseisen gemußt und die Maschine hätte ich durch den Schinder öffentlich verbrennen lassen. Was! Die Jugend mit so etwas Abscheulichem spielen zu lassen, ihnen Mord und Blutvergießen als einen Zeitvertreib in die Hände zu geben! Nein, da wird nichts draus.“

Nicht die feinen und kostspieligen Arbeiten der städtischen Handwerker waren daran schuld, daß Deutschland am Ende des achtzehnten Jahrhunderts als die Heimat des Kinderspielzeugs einen Weltruf bekam, sondern die Heimindustrie in den Waldgegenden, des Thüringer Waldes, in Oberammergau und im Berchtesgadener Land. Dort entwickelte sich seit dem siebzehnten Jahrhundert eine Heimindustrie, die billiges buntes Holzspielzeug in immer größer werdendem Umfang verfertigte. Zu diesen größeren Zentren kamen dann im späten achtzehnten Jahrhundert Gröden in Südtirol und das Sächsische Erzgebirge hinzu. Langsam und stetig verbreitete sich der Ruf dieser schlichten lebenswürdigen Spielsachen über Deutschland. Nürnberg schaltete sich als Mittler für den Welthandel ein und sandte dann das Spielzeug an alle großen Handelsplätze der Welt.

Deutschland blieb bis herauf in unsere Tage das Land, welches die meisten Kinderspielsachen erzeugte. Es muß schon etwas Besonderes vom deutschen Gemüte ausgehen, daß gerade das deutsche Kinderspielzeug in der ganzen Welt die Kinderherzen entzückt.



Guillotine
als Spielzeug
aus der Französischen Revolution
um 1794.

I.

„Da soll doch . . .!!!“

Blasß vor Ärger ging Egon Stoltmann, Inhaber der Firma Julius Stoltmann & Co. mit raschem Schritt zur Türe seines Privatkontors.

„Bitte Herr Maier II! Einen Augenblick!“ rief er scharf ins Büro. Dort drückte man sich über die Arbeit. Maier II erhob sich und eilte rasch zum Chef.

„Herr Stoltmann?“ fragte er.

„Kommen Sie mal her, Herr Maier!“ sagte Stoltmann eifrig. „Go bitte! Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht? Ja?“

„Um was handelt es sich?“ fragte Maier erschrocken.

„Um was es sich handelt, mein Lieber? Um was es sich handelt? Das will ich Ihnen sagen! Das ist ja unglaublich, was Sie sich da geleistet haben! Man kann Sie wirklich nicht mehr Briefe selber zeichnen lassen!“

„Darf ich fragen . . .?“ sagte Maier verlegen.

„Ob Sie fragen dürfen?“ donnerte Stoltmann. „Natürlich dürfen Sie fragen! Ich werde mir sogar erlauben, Ihnen auch so zu sagen, was Sie da gemacht haben! Also, Sie schreiben da an Brockmann & Co. einen Mahnbrief! Einen Mahnbrief, als wenn es sich um irgendwen handelte — um irgendwen und nicht um Brockmann & Co., mit dem wir zehn Jahre lang . . .! Da ist der Witz! Die Leute haben ihn natürlich zurückgeschickt! Begreiflicherweise, Herr Maier! Sehr begreiflicherweise!“

„Ich habe den ersten Schemabrief . . .“

„Das ist es ja! Brockmann & Co. sind nicht nach dem Schema zu behandeln! Sie machen alles nach dem Schema, Maier! Es ist zum Zurückwerden mit Ihnen! Lassen Sie sich Ihr Lehrgeld wiedergeben!“

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, Herr Stoltmann, es ist allerdings ein Versehen . . .“

„Versehen? Versehen ist gut! Das kann mich einen Kunden kosten und Sie Ihre Stellung, mein Lieber! Ich weiß eigentlich nicht, wozu ich Sie bezahle. Was leisten Sie mir eigentlich? Ja?“

„Ich glaube, im allgemeinen immer meine Pflicht . . .“ versuchte Maier zu entgegnen.

„Go! Ihre Pflicht! Ihre Pflicht wäre gewesen, nicht diesen Schemabrief zu schicken! Verstanden! Sie sind doch kein Lehrling mehr!“

Stoltmann warf den Brief auf den Tisch und schlug dann mit der flachen Hand darauf, daß es knallte.

„Ich werde sofort an Brockmann schreiben!“ lenkte Maier ein.

„Natürlich werden Sie das! Aber gut zu machen ist die Sache überhaupt kaum.“

„Ich kann nicht mehr tun!“ sagte Herr Maier in aufkeimendem Trost, „als versuchen, die Sache so gut es geht einzurenken.“

„Das weiß ich!“ donnerte Stoltmann wieder und schlug auf den Briefbogen, „leider können Sie nicht mehr tun! Leider! Das ist es ja eben!“

Maier zuckte die Achseln.

„Zucken Sie nicht noch die Achseln!“ rief Stoltmann. „Die Sache ist Ihnen wohl gleichgültig, was? Sie begreifen ja gar nicht, was das bedeutet!“

„Ich weiß es!“ sagte Maier ernst.

„Go, Sie wissen es? Dann hätte ich an Ihrer Stelle nicht solchen Unsinn gemacht! Es kann ja einen Hund jammern.“

Maier dachte: Na, mein Gott, so schlimm ist die Sache nun auch nicht! Aber er sagte: „Es soll nicht wieder vorkommen, Herr Stoltmann!“

„Das will ich mir auch ausgebeten haben!“

Maier verbeugte sich kurz. Gedrückt verließ er das Privatkontor.

Draußen hatte man jedes Wort gehört.

„Na,“ fragte der Buchhalter lächelnd, „es hat wohl wieder geraucht beim Alten?“

„Wie immer!“ stieß Maier II hervor, „Aufregung um jeden Quark!“

Mißmutig machte er sich an seine Arbeit.

II.

Auch Herr Breithaupt in Firma Breithaupt & Sohn hatte einen Mahnbrief von seinem langjährigen Geschäftsfreunde zurückbekommen.

„Zimmerhin!“ knurrte er vor sich hin.

Er schritt dreimal durchs Zimmer, atmete tief, öffnete dann die Tür und rief: „Ach, Herr Maier II, einen Augenblick bitte!“

Herr Maier trat ein.

„Bitte nehmen Sie mal Platz“ sagte Breithaupt ernst.

„Danke sehr!“

Maier setzte sich.

„Wollen Sie das bitte mal lesen!“ Breithaupt reichte ihm den Brief. Maier las . . .

„Das ist ja sehr unangenehm!“ sagte er kleinlaut.

„Ja!“ erwiderte Breithaupt und — schwieg dann, sein Gegenüber ruhig betrachtend.

Die Pause wurde peinlich.

„Entschuldigen Sie mein Versehen Herr Breithaupt!“ sagte Maier. „Ich habe da einfach den Schemabrief verwendet . . .“

„Das sehe ich!“

Wieder entstand eine Pause.

„Sehen Sie, Herr Maier!“ begann der Chef dann wieder, „es ist doch sonderbar. Ich kenne Sie nun schon lange als einen zuverlässigen Menschen. Ich entsinne mich mancher Leistung von Ihnen, die von Nachdenklichkeit zeugte.“

Maier errötete.

„Einem Menschen wie Ihnen, Herr Maier, hätte ich eigentlich zugestimmt, daß er wüßte, daß man Schemabriefe nur in Schemafällen verwendet.“

„Das weiß ich auch“, entgegnete Maier verlegen.

„Wie war das hier also möglich?“ Breithaupt deutete auf den Brief.

„Es ist mir unerklärlich, wie ich das machen konnte.“

„Das muß doch Gründe haben! Hatten Sie einen schlechten Tag? Wann ist der Brief abgegangen? Am 11. November,“ las er.

„Ich wüßte nicht“, sagte Maier. „Die Sache ist mir sehr peinlich, ich bitte Sie, den Fehler zu entschuldigen; ich will sofort an Dachsmann & Co. schreiben und mich entschuldigen.“

„Tun Sie das. — Aber mir ist nicht klar, wie gerade Sie das machen konnten. Haben Sie private Sorgen? Gesundheitliche? In der Familie?“

Maier schwieg.

„Na?“ ermunterte Breithaupt.

„Das gehört ja nicht hierher“ antwortete Maier.

„Doch, doch! Ich will Ihnen keine Einzelheiten entlocken, lieber Herr Maier! Aber es geht uns ja allen mal so, daß uns private Sorgen zu geschäftlichen Querschlägern werden. Nicht?“

„Ja!“

„Sehen Sie, Herr Maier, das darf man nicht dulden. Man kann so etwas abschalten. Das hilft. Manchmal sogar gegen die privaten Sorgen.“

„Das mag sein“, sagte Maier dankbar.

„Versuchen Sie's mal!“ nickte ihm Breithaupt zu, „und nicht wahr? — künftig etwas mehr Vorsicht mit den Schemabriefen!“

„Gewiß, Herr Breithaupt“, sagte der und erhob sich.

„Und damit wollen wir die Sache begraben!“ Der Chef gab Herrn Maier die Hand.

„Na?“ fragte der Buchhalter, als Maier sich an seinen Platz setzte.

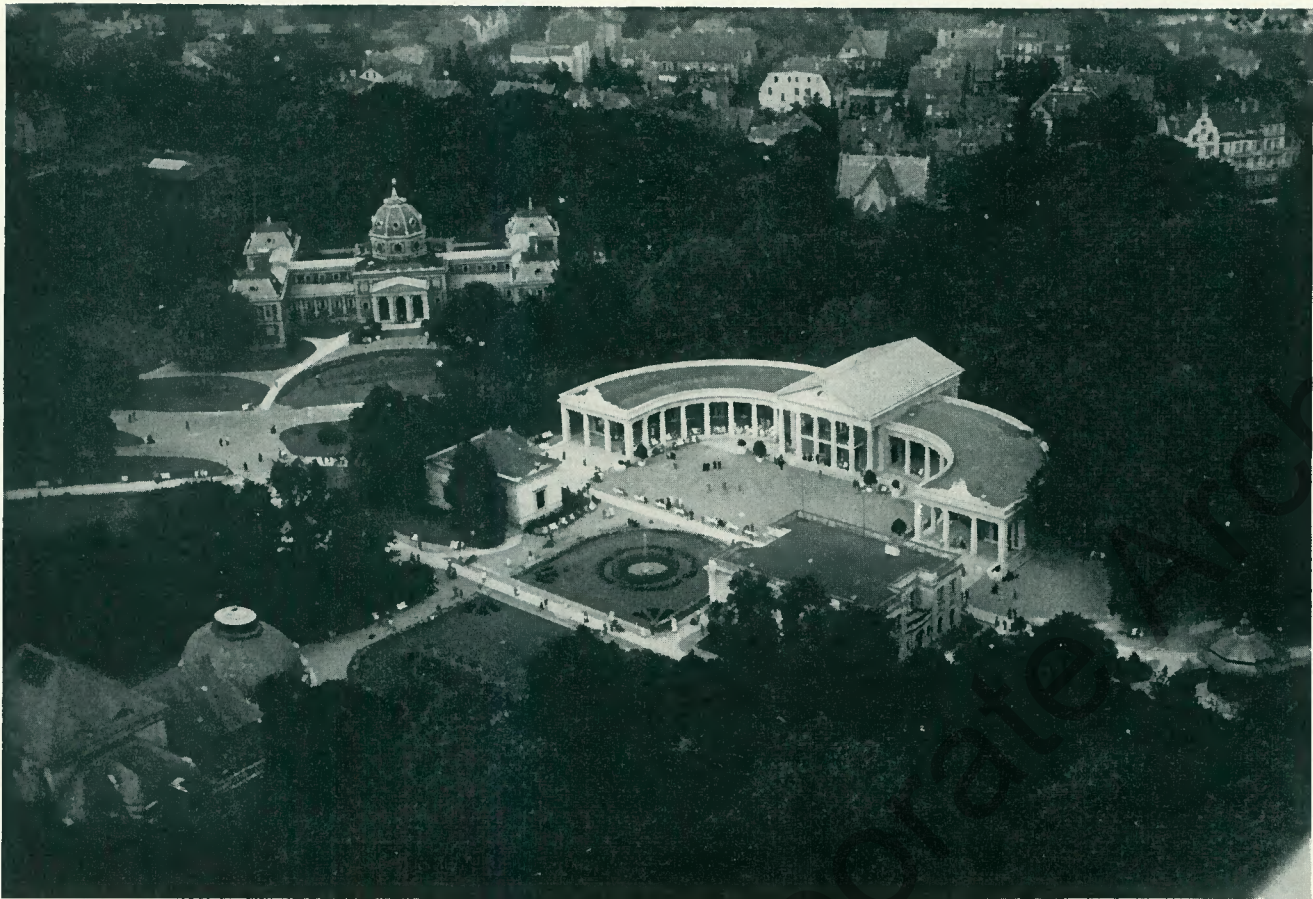
Maier II biß auf seinen Bleistift.

„Wissen Sie was?“ sagte er mit sinnendem Blick.

„Was?“

„Manchmal ist man ein Koff!“

E. Weigel.



Freigegeben durch R.L.M.

Wandelhalle und Badehaus IV in Bad Deynhausen.

Lichtbild: W. Sanger.

Freiherr Karl von Deynhausen.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 4. Februar und seines Todestages am 1. Februar.

„Ich will Meiner schon früher erklärten Absicht gemäß der Badeanstalt in Neusalzwerk den Namen ‚Bad Deynhausen‘ beilegen.“ Durch diese Verfügung Friedrich Wilhelms IV. wurde das Lebenswerk eines Mannes, dem der genannte Badeort die Entstehung verdankt, auf immerdar mit seinem Namen verbunden.

Auf dem Familiensitz Grevenburg bei Steinheim im damaligen Bistum Paderborn wurde Karl von Deynhausen als Sohn eines früheren hannoverschen Hauptmanns am 4. Februar 1795 geboren. Im ersten Lebensalter verlor er seinen Vater; die früheste Erziehung des Knaben lag daher in den Händen der Mutter. Im Alter von zwölf Jahren siedelte Karl mit seinem Zwillingbruder Friedrich zum Besuch des Gymnasiums nach Stuttgart und später nach Mannheim über. Im Jahre 1811 verließen beide im Alter von sechzehn Jahren das Gymnasium. Der Aufenthalt bei Verwandten in der Nähe von Eisleben, der ihnen die Kenntnis des Bergwerks- und Hüttenbetriebes in Mansfeld vermittelte, ließ in beiden Brüdern den Entschluß reifen, sich dem Bergfach zu widmen. Kurz nach Ostern 1812 begannen sie daher ihre praktische Tätigkeit in Eisleben, und

nach einem Jahr vertauschten sie diese mit dem Studium an der Universität Göttingen, wo sie Naturwissenschaften und Mathematik studierten. Das

Jahr 1813 trennte die Brüder zum erstenmal auf längere Zeit durch ihre Teilnahme an den Freiheitskriegen bei verschiedenen Regimentern. Im Sommer 1814 trafen sie sich in Göttingen wieder, wo sie die begonnenen Studien mit verdoppeltem Eifer fortsetzten und Ostern 1816 beendeten. Auf Verfügung der Preussischen Generalverwaltung des Salz-, Berg- und Hüttenwesens begab sich Karl nach Schlessien und Friedrich nach Westfalen. Letzterer entsagte jedoch bereits 1820 der bergmännischen Tätigkeit, um sich philologischen Studien hinzugeben. Er übernahm später die Bewirtschaftung des Gutes Grevenburg und starb am 20. Dezember 1871.



Karl wurde nach seiner Ankunft in Schlessien zunächst beim Bergamt in Waldenburg und später in Larnowitz beschäftigt. 1817 zum Bergreferendar ernannt, machte er sich mit größtem Eifer mit dem Steinkohlenbergbau in Waldenburg und dem Zinkbergbau in Larnowitz bekannt, besuchte die Steinkohlenbergwerke und das berühmte Salzwerk in Wieliczka und beschäftigte sich außerdem noch fleißig mit geologischen Aufnahmen und Unter-

suchungen Oberschlesiens. Im Frühjahr 1820 begab sich Deynhausens, der mittlerweile zum Bergassessor ernannt worden war, zum westfälischen Oberbergamt und wurde dem Bergamt in Bochum zugeteilt. Die bergbaulichen Verhältnisse in Westfalen lagen zur damaligen Zeit sehr im Argen. Zusammen mit seinem Freunde, dem Bergelieben Heinrich von Dechen, stellte er im Auftrage des Oberbergamtes eine Untersuchung über die Förderungsverhältnisse auf den Steinkohlengruben der Grafschaft Mark an. Über den Zustand des Grubenbaues zur Zeit Deynhausens erhält man einen Begriff, wenn man das in der Bibliothek des Oberbergamtes zu Dortmund erhaltene Manuskript von Deynhausens Hand durchsieht. Die Förderung geschah im wesentlichen durch Menschenhand und Pferdekraft. Nur ein Dampf-
göpel, und zwar auf Schacht „Vollmond“, war in Anwendung. Die Kohle wurde in Kübeln auf Schlitten oder mittels eines Schlittenartigen Schlepp-
troges zum Schacht gebracht. Die Fördergefäße wurden auf der natürlichen Sohle, also auf dem aufgeweichten Schiefertone oder dem harten Sand-
stein rutschend, von einem Schlepper, der sich hierbei mit den Händen an den vorspringenden Ecken der Strecken festhielt, mittels eines Seilzeuges gezogen.

Im Jahre 1822 unternahm Deynhausens zusammen mit seinem Freunde von Dechen und dem Bergreferendar von Laroche eine Studienreise durch Westdeutschland, Frankreich und Belgien. Noch während er den Bericht über diese Reise ausarbeitete, wurde er im Jahre 1824 zur Oberberghauptmannschaft nach Berlin berufen, wo er sich hauptsächlich mit dem Vorkommen des Steinsalzes beschäftigte. Im Herbst 1825 wurde ihm der Auftrag erteilt, diejenigen Gegenden an der Weser von Mlotow bis Neusalzwerk, wo man früher bereits Bohrversuche geplant hatte, zu untersuchen. Daran schloß sich eine Reise nach Pommern sowie eine erneute Belehrungsreise, die ihn dieses Mal nach England führte. Auf Veranlassung des Grafen von Beust wurde Deynhausens an das Oberbergamt Bonn versetzt und bald darauf an die Oberbergämter in Dortmund und Halle. Während seines Dortmunder Aufenthaltes hatte er Bohrungen auf Steinsalz in der Nähe des Dorfes Rehme begonnen, die im April 1830 ihren Anfang nahmen. Diesen Bohrungen hatte er seine Sorge und sein Interesse bis an sein Lebensende bewahrt. Unabhängig von seinem jeweiligen Amt, mochte er als Berggrat in Halle und nachher wieder in Bonn, als Geheimer Berggrat und Geheimer Oberberggrat in Berlin oder als Berghauptmann in Breslau und nachher in Dortmund oder endlich auf seinem Ruhesitz in Grevenburg sich aufhalten, hat er diesem Werke gedient und es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gefördert. Doch ehe hierauf näher eingegangen wird, sei zunächst der Lebensweg Karl von Deynhausens mit einigen Worten zu Ende geschildert. Nicht als ob die Bohrungen bei Rehme und seine Arbeiten als Förderer des späteren Bades Deynhausens sein ganzes Lebenswerk ausgemacht hätten. Mineralogische und geognostische Untersuchungen sowie Fragen des praktischen Bergbaues und des Verkehrs füllten seine Tätigkeit aus. Wie sehr seine wissenschaftlichen Arbeiten geschätzt wurden, geht daraus hervor, daß ihn die Universität Berlin im Jahre 1860 zum Ehrendoktor ernannte.

Als er im Jahre 1855 von Breslau an die Spitze des westfälischen Oberbergamtes zu Dortmund berufen wurde, begrüßte er diesen Laus, weil er ihm die Möglichkeit bot, den ihm am Herzen liegenden Bohrungen bei Rehme und dem Bad Deynhausens möglichst nahe zu sein. Leider war seine Gesundheit von jeher schwach, so daß er sich veranlaßt sah, am 1. Juli 1864 um seine Pensionierung zu bitten. Er hoffte, auf seinem Familiengute Grevenburg wieder vollständig zu genesen; statt dessen nahm sein Leiden derart zu, daß ihm bereits nach sieben Monaten der Ruhe, am 1. Februar 1865, ein sanfter Tod beschieden war.

Doch nun zurück zum Bad Deynhausens. Bereits im Jahre 1740 soll in der Nähe des heutigen Bades Deynhausens eine vierprozentige Solquelle entdeckt worden sein, und in der Folgezeit wurden wiederholt Bohrlöcher verschiedener Tiefen erbohrt, die Sole bis zu 10 % ergaben. Das Bestreben des preussischen Fiskus, Steinsalz oder eine reichere Sole zu erbohren, lenkte die Aufmerksamkeit auf verschiedene Gegenden, unter anderem auch auf die Umgegend der bereits bestehenden Saline Neusalzwerk bei Rehme. Durch Untersuchungen und Beobachtungen war Deynhausens fest davon überzeugt, daß Tiefbohrversuche in dieser Gegend von Erfolg begleitet sein müßten. Im Frühjahr 1830 wurden die Bohrarbeiten begonnen, und die Schwierigkeiten wuchsen mit der Zeit, je tiefer man vordrang. Nach nicht ganz neun Monaten hatte man eine Tiefe von 180 Meter erreicht. Vielfache

Brüche des Bohrgestänges verhinderten ein allzu schnelles Vordringen. Bei 64 Meter Tiefe wurden die ersten zutage steigenden Wasser erbohrt, die jedoch nur süß waren und in geringer Menge abflossen. Bei 188 Meter stellte sich eine Sole mit 1 5/8 % Salzgehalt ein. Von da an vermehrte sich, einige Schwankungen ausgenommen, die Menge des Ausflusses, die Temperatur sowie der Gehalt derselben, wie nachstehende Tabelle zeigt.

Tiefe des Bohrlochs	Abfluß in der Minute	Temperatur der Sole	Salzgehalt
		° R	%
188,3	0,021	12,5	1 5/8
250	0,042	15,75	2 1/2
300	0,035	15,0	1 1/2
400	0,232	18,0	7/8
500	0,266	20,0	4 1/2
612	1,391	25,0	4
696	1,669	26,5	4 1/2

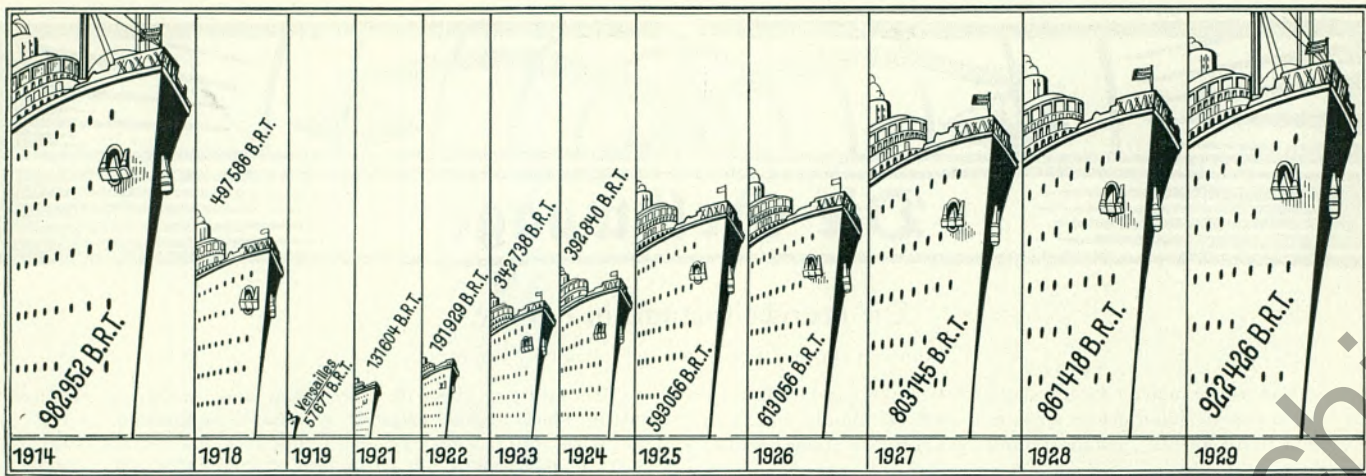
Aus der Sole des Bohrlochs schloß Deynhausens, daß sie ihre Entstehung einem Steinsalzlager verdanke. Um dieses Lager zu erbohren, schlug er eine Vertiefung des Bohrloches vor. Leider aber wurden die Arbeiten durch einen Unfall jäh abgebrochen, so daß das Tiefbohren unterblieb.

Die hohe Temperatur des Bohrlochwassers hatte einen Aufseher im Jahre 1839 veranlaßt, neben der Bohrlaue eine Badewanne aufzustellen, in welcher die Bohrheuer badeten. Dieses brachte dann auch den Grundbesitzer Meyer, auf dessen Boden sich das Bohrloch befand, auf den Gedanken, zunächst eine, später zwei Badewannen einzurichten und Bäder zum Preise von drei Silbergroschen abzugeben. Als sich nach und nach Liebhaber dafür einstellten, verdoppelte Meyer die Anzahl seiner Bannen, und auch andere Grundbesitzer, über deren Grundstücke die Sole abfloß, bauten kleine Badehäuser. Der Ruf von der wunderbaren Heilkraft der Quelle hatte sich bald verbreitet. Im Sommer 1844 waren bereits 18 000 bis 20 000 Bäder verabfolgt worden. Das Abteilen der Sole im offenen Graben hatte aber Nachteile. Die dem Bohrloch am nächsten liegenden Grundbesitzer erhielten Sole, die noch alle Bestandteile aufwies, während die ferner gelegenen Badehäuser sich mit fast kohlenstoffreicher Sole begnügen mußten.

Da nahm Deynhausens sich der Angelegenheit mit allen Kräften an. Er erkannte, daß die Grundlagen für einen großen Badebetrieb gegeben waren. Die Menge des heilkräftigen Wassers war so bedeutend, daß sie allen Bedürfnissen entsprechen konnte. Die Temperatur von über 30° C war für Badezwecke die günstigste. Aus den eisen- und kalkhaltigen Niederschlägen der Sole konnten in Verbindung mit den in der Nähe abgelagerten Schlammarten vorteilhaft Schlambäder bereitet werden. Die Mutterlauge aber, die die Saline Neusalzwerk lieferte, war geeignet, der Badesole erforderlichenfalls als Zusatz zu dienen. Da ferner die Umgegend zu den schönsten Westfalens gerechnet werden konnte und die in der Nähe vorbeiführende Köln-Mindener Eisenbahn für den Zubringerverkehr günstig war, traten an Deynhausens verschiedene Unternehmer heran, um eine Aktiengesellschaft zur Ausnutzung der Solquelle zu gründen. Aber derartige Anerbieten fanden bei ihm starken Widerstand. Daß diese Heilquellen, die bereits gute Heilerfolge verzeichnen konnten, Gemeingut bleiben müßten, war ihm nicht zweifelhaft. Das kostbare Gut in gerechter Weise unter die Menschheit zu verteilen, war sein Bestreben. Nach vielen Bemühungen erhielt er endlich die Genehmigung, diese Solquelle zur Begründung eines staatlichen Solbades zu benutzen.

Deynhausens begann den notwendigen Grund und Boden anzukaufen und hatte im Laufe der nächsten Jahre ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Aber schließlich siegte er über alle Widersacher, und als der König im Jahre 1847 bestimmte, daß das Solbad bei Neusalzwerk als gemeinnützige Anstalt unter unmittelbarer Leitung des Staates eingerichtet und die Verwaltung desselben durch ein zweckentsprechendes Statut geregelt werden sollte, hatte Deynhausens sich durchgesetzt und gesiegt. So hat Karl von Deynhausens in zäher, nie erlahmender Arbeit den Grund gelegt zu einem heute Weltruf besitzenden Badeorte, der vielen Kranken Heilung und Genesung gebracht hat.

[Schrifttum: Zeitsch. Berg-, Hütten- u. Salinenwesen 43 (1895) S. 107/67; 82 (1934) S. 292/93; Allg. dtsh. Biogr. Bd. 25 (1887) S. 31/33.]



Bremen als Symbol deutschen Lebenswillens im Lichte der Statistik. Aus „Das Werk“ 1929.
Der Schiffsbestand des Norddeutschen Lloyd von 1914 bis 1929 in Bruttoregister-tonnen.

20. 2. 1857 wurde in Bremen der „Norddeutsche Lloyd“ gegründet mit dem Ziel, eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Bremen und Newyork einzurichten. Nachdem der Verkehr mit englischen Häfen sofort aufgenommen werden konnte, war es dem Dampfer „Bremen“ vergönnt, am 19. Juni 1858 den transatlantischen Dienst zu eröffnen. Ende der sechziger Jahre wurde ein regelmäßiger Dienst nach Baltimore und New-orleans eingerichtet. Seit 1885 wurde dem Lloyd der deutsche Postdienst übertragen, nachdem einige Jahre vorher der Schnelldampferverkehr aufgenommen worden war. Bei Ausbruch des Weltkrieges war der Schiffsraum des Lloyd auf fast eine Million Bruttoregister-tonnen an-gestiegen, von dem ihm der Friedensvertrag von Versailles nur 57 000 beließ.

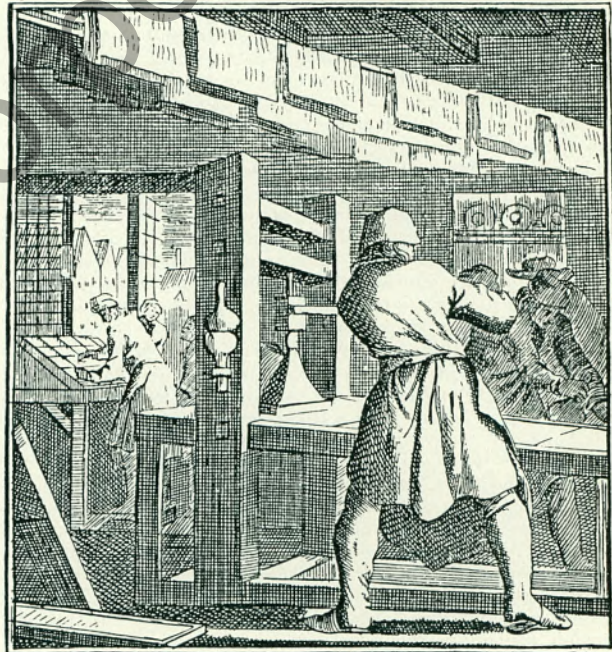
Technische Gedenkttage.



Albert Poensgen (1818 bis 1880).

3. 2. 1880 starb zu Düsseldorf Albert Poensgen. In der Draht-zieherei eines Verwandten in Schleiden ausgebildet, ging er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach England und lernte dort die Herstellung der Gasrohre kennen. Er gründete daraufhin die erste deutsche Gasrohrenfabrik in Omünd in der Eifel. Seine Be-mühungen, die Eifel durch eine Eisenbahn verkehrstechnisch zu erschlie-ßen, waren vergeblich, und so entschloß er sich im Jahre 1860, seine Fabrik nach Düsseldorf zu verlegen. Gleichzeitig siedelte mit ihm Reinhard Poensgen nach Düsseldorf über, der ihm die für die Gasrohr-herstellung notwendigen Röhrenstreifen lieferte. Beide Unterneh-mungen wurden im Jahre 1872 vereint zur A. u. S. Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke, die später in den Besitz des Phoenix übergang.

Der Buchdrucker.
Four Crisbals Gruel, kouunt Jhren Schruick.



Der Buchdrucker.

Aus Christoff Weigels Ständebuch von 1698.

14. 2. 1468 starb zu Mainz Johann Gensfleisch zu Gutenberg, der Erfinder des Buchdrucks. Über seine Jugendzeit ist wenig bekannt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts sehen wir ihn in seiner Vater-stadt mit drucktechnischen Arbeiten beschäftigt. 1451 druckte er Schulbücher und Ablassbriefe. Bald nachher mußte er auch an den Bibeldruck herangegangen sein. Wir kennen davon zwei Ausgaben, eine sechsunddreißigzeilige und eine zweiundvierzigzeilige. 1455 verlor Gutenberg in einem Prozeß gegen den Mainzer Bürger Faust die Hälfte seines Lopenschatzes. Nach der Eroberung der Stadt Mainz durch den Erzbischof Grafen Adolf von Nassau wanderte Gutenberg und auch die meisten seiner Schüler aus. Gutenberg verlebte den Rest seines Lebens in Eltville.



Die Goldwaage

Die deutsche Sprache in Übersee.

Von Hermann Thümmel, E. Paulo (Brasilien).

Von einem unserer Leser erhalten wir nachfolgende Zuschrift, der wir gern Raum geben, wenn wir auch der Ansicht sind, daß seine Kritik an der „Zeitungssprache“ der deutschen Presse im Auslande vielleicht in einzelnen Fällen berechtigt ist, aber keinesfalls verallgemeinert werden darf. Im Gegenteil hat unseres Erachtens die auslandsdeutsche Presse die Tatsache, daß für die Vertiefung des deutschen Gedankens in der Welt nicht zuletzt das gute deutsche Wort wirbt, klarer erkannt und — handelt zellsicherer danach als manche Zeitung innerhalb der Reichsgrenzen.

Der Deutsche im Auslande im engeren Sinne, das heißt also im europäischen Ausland, ist im allgemeinen weniger der Gefahr ausgesetzt, den richtigen Gebrauch oder seine Muttersprache zu vergessen, vor allem, wenn er in einer größeren oder kleineren Gemeinschaft von Landsleuten lebt. Sind doch Verbindungen jeder Art — Besuche in der Heimat und aus der Heimat, Briefwechsel, Zeitschriften und Bücher — schneller und leichter zu ermöglichen als in Übersee.

Dies trifft naturgemäß nur für die mehr oder minder großen Siedlungen in den Städten zu. Der Vereinzelte hat es überall in der ganzen Welt schwer, seine ihm angeborene Sprache zu behaupten und zu erhalten. Handelt es sich doch für die Eingewanderten im fremden Lande zunächst immer darum, so schnell und so gut wie möglich die Landessprache zu erlernen.

Im allgemeinen eignet sich der Deutsche diese durch den Umgang und die gebieterrische Notwendigkeit verhältnismäßig schnell an. Es gibt dabei verständlicherweise viele Abstufungen, wobei die Umgebung, in die er durch seine Arbeit kommt, eine entscheidende Rolle spielt. Daß die mehr oder minder gut erlernte Umgang- und Verkehrssprache nicht im entferntesten dazu ausreicht, um z. B. hier bei uns in Brasilien in den Geist der schönen und klangvollen portugiesischen Sprache einzudringen, ist einleuchtend.

Zu dieser Umgangssprache kommt nun die Zeitungssprache der einheimischen Blätter, die im Durchschnitt nicht besser ist als die unserer deutschen Zeitungen. Es sollte ja eigentlich auch im Portugiesischen ebensowenig einen Unterschied geben zwischen eigentlichem Portugiesisch und Zeitungsportugiesisch wie zwischen Deutsch und Zeitungsdeutsch. Es ist aber leider in beiden Sprachen so.

Der Deutsche hat seine alten Sprachsünden aus der Heimat mitgebracht. Man könnte dabei in übertragendem Sinne an die derb-anschauliche Weisheit von Wilhelm Busch denken, nach der man jemanden zum Zwecke sittlicher Erhebung in eine andere Umgebung bringt, doch: „Der Ort ist gut, die Lage neu — der alte Lump ist auch dabei.“ — Nach kurzer Zeit verführt ihn der Zwang, sich mit der fremden Sprache zu beschäftigen, dazu, deren Sprachbilder und deren Satzbildung in die eigene Sprache zu mischen. Zu den vielen, leider allzuvielen fremden Eindringlingen in seine Sprache, die er mitgebracht hat, fügt er nun noch diese aus der Landessprache hinzu. Diese Fremdwörterteilsprache wird mit Recht als Kauderwelsch oder noch deutlicher als Lutersprache bezeichnet. Dieser kräftige Ausdruck ist leider gerechtfertigt.

Das schlimme ist nun, daß sich der neu eingewanderte Deutsche dem schon lange hier ansässigen Landsmann und dem Deutschbrasilianer leichter verständlich machen zu können glaubt, wenn er die berüchtigte Mischsprache anwendet, das heißt mindestens das übliche Drittel der Fremdwörter gebraucht, die der Durchschnitt aller Deutschen für unentbehrlich hält. Diese Fremdwörterteilsprache wird mit Recht als Kauderwelsch oder noch deutlicher als Lutersprache bezeichnet. Dieser kräftige Ausdruck ist leider gerechtfertigt.

Der Schreiber dieser Zeilen hat sich oft geschämt, wenn Brasilianer in gutem Glauben fragten: In der deutschen Sprache heißt es doch fast genau auf den Buchstaben so, wenn wir sagen: „reclamar“. Er mußte ja annehmen, daß „reklamieren“ das von ihm oft gehörte deutsche Wort ist. Denn weiße Raben sind hierzulande ebenso selten wie anderswo. Der Frager ist immer sehr erstaunt, wenn man versucht, ihm klarzumachen, daß der Deutsche, der seine Muttersprache rein und unverfälscht auch im Auslande spricht, in solchem Falle zu sagen hat: zurückfordern, einfordern, wiederfordern, in Anspruch nehmen, beanspruchen, Einspruch tun, Beschwerde führen, sich beschweren, mahnen, beanstanden.

Der gleichen Schwierigkeit sieht man sich gegenüber, wenn erklärt werden soll, daß zum Beispiel auch „kompliziert“ (portugiesisch: compli-

cado) kein deutsches Wort ist, sondern daß dafür zu sagen ist: verwickelt, schwierig, schwer lösbar, verzwickelt, weitläufig, umständlich.

Es ist ein gutes Zeichen für den Brasilianer, der Deutsch lernen will, daß er im allgemeinen sich durch diese Schwierigkeit nicht abschrecken läßt. Daß es für ihn leichter wäre, die in seiner Sprache ähnlich klingenden Wörter, die für ihn also keine Fremdwörter sind, auch dann anzuwenden, wenn er sich deutsch auszudrücken versucht, ist klar.

Aus eigener Erfahrung, die außer bei Brasilianern bei Deutschbrasilianern und bei Nordamerikanern gemacht worden ist, kann aber gesagt werden, daß die Einsicht dafür, wirklich die deutsche Sprache zu erlernen, nicht ein Mischmasch von Sprache, im Laufe der Zeit ständig wuchs.

Schwierig gemacht wird diese Erkenntnis allerdings bedeutend, wenn bei fortschreitender Erlernung der Sprache zur Übung deutsche Bücher oder deutsche Zeitungen herangezogen werden mußten. Es gehörte oft Überredungskunst dazu, die meistens schon erwachsenen Lernbegierigen davon zu überzeugen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Besonders traurig steht es um manche Zeitungen, wobei es leider keinen Unterschied macht, ob es hier oder drüben erscheinende Blätter sind. Selbstverständlich ist dem Schreiber dieser Zeilen gut bekannt, daß die eigentliche Zeitungssprache in den allermeisten Fällen gehetzte Nacharbeit ist, wobei nicht jedes Wort auf die Goldwaage gelegt werden kann. Es fehlt bei manchen Zeitungsleuten an der Voraussetzung dafür, nur deutsch zu schreiben. Vor allem fehlt es den Übermittlungstellen der Nachrichten aus der Heimat daran. Bezeichnend dafür ist das Ablehnungsschreiben einer deutschen Zeitung hier in Brasilien. Eine Abhandlung über die Notwendigkeit der Reinhaltung der deutschen Sprache auch hier in Übersee wurde dem Schreiber dieser Zeilen zwar mit anerkennenden Worten, aber mit der Bemerkung zurückgesandt, daß man sich mit der Veröffentlichung gleichzeitig selbst zu sehr bloßstellen würde! Eine deutsche hier erscheinende Wochenschrift brachte dann die Arbeit. Zum Lobe der zuerst gemeinten Zeitung muß gesagt werden, daß sie später einen Aufsatz von dem gleichen Verfasser brachte, der von einem anderen Gesichtspunkt aus die Forderung nach der Reinhaltung der Muttersprache aufstellte.

Bei öffentlichen Ansprachen oder Reden innerhalb der Gemeinschaft der Auslandsdeutschen braucht man nur rein deutsch ohne jedes Fremdwort zu reden, um einen großen Teil des Erfolges vorwegzunehmen. Den meisten Zuhörern kommt es dabei gar nicht zum Bewußtsein, daß die eigentlich doch bei solchen Gelegenheiten selbstverständliche Forderung nach der fremdwort- und fehlerfreien Anwendung der Muttersprache ein Grund für die allgemeine Zustimmung war, wenn natürlich sonst die Gedanken vernünftig waren. Es ist allerdings auch zu des Redners großer Freude vorgekommen, daß Zuhörer den Vortrag lobten, weil sie gemerkt hatten, daß er benutzt nur in deutscher Sprache gehalten worden war. Das wurde dann als Leistung, nicht wie es sein sollte, als Selbstverständlichkeit besonders anerkannt.

Jeder Uebersee-Deutsche muß sich ständig vor Augen halten, daß nicht zuletzt auch nach seiner Ausdrucksweise sein Vaterland beurteilt wird. Denn jeder weiß es ja von sich selbst: „Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache.“

Die Staatskanzlei ist der Bedeutung der Frage schon kurz nach dem Umbruch dadurch gerecht geworden, daß sie an die Reichsämter ein Schreiben richtete, mit dem unter anderem auf die jetzt besonders notwendig gewordene Dringlichkeit hingewiesen wurde, die Sprache zu pflegen und zu schützen, „nachdem im Wirbel der letzten Jahrzehnte unzweifelhaft eine Verwilderung im Ausdruck, das heißt in Wortbildung und Stil, und ein übermäßiger Gebrauch des Fremdwortes eingetreten sind“. Wenn weiter gesagt wird: „Die deutsche Sprache ist der Träger unseres Volkstums auch jenseits der Reichsgrenzen“, so trifft das für das Uebersee-Deutschtum in erhöhtem Maße zu.

Wir als Deutsche in Übersee haben die besondere Pflicht und die besondere Verantwortung, an den Mann zu denken, dessen „Deutsches Wörterbuch“ die Zeiten überdauern wird, der eine deutsche Sprachlehre schuf, die kein trockenes Werk ist, in die er hineinzuzaubern wußte: „ein geschichtliches Leben mit allem Fluß freudiger Entwicklung“: an Jakob Grimm. Von ihm stammt die erste Mahnung: „Deutsche geliebte Landsleute, welches Reich, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiligt sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr!“

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

„Malumba“ bekommt ein Ehrengrab.

Deutschland ehrt seine tapferste Kolonialfrau.

Aus „Der Mittag“, Düsseldorf.

In diesen Tagen wird man in Liegnitz in einem Ehrengrab Magdalene von Prince-Massow beisetzen. Aus Wien, wo sie 1935 starb, überführte man die sterbliche Hülle dieser tapferen Frau nach ihrer Vaterstadt. Jetzt, wo der koloniale Gedanke in Deutschland wieder erwacht ist, ehrt das Dritte Reich die Frau, die Seite an Seite mit ihrem Gatten, dem berühmten Kolonialkämpfer Tom von Prince, für Deutschlands Kolonialgeltung das Höchste geleistet hat. Die afrikanischen Negerhäuptlinge verliehen dieser Frau den Ehrentitel „Malumba“, das heißt „Mutter aller Mütter“.

„Ich habe doch nichts weiter getan als meine Pflicht“, pflegte Magdalene von Prince-Massow zu sagen, wenn man ihr in ihrem bescheidenen Heim in Wien gegenüberfaß und sie immer wieder bat, aus ihrem Leben zu erzählen. Gütig lächelte sie dann, sie war so bescheiden, sie sah sich in dem kleinen Zimmer um und meinte: „Dies ist nun meine Welt.“ Ja, dies kleine Zimmer war das einzige, was dieser Frau geblieben war, die einmal an der Seite ihres Mannes über ein Gebiet „Herrscherin“ war, das in seinen Ausmaßen größer war als manche deutsche Provinz.

„Sie müssen immer und immer wieder erzählen, liebe Frau von Prince, wir Deutschen dürfen nie vergessen, was Sie für uns geleistet haben!“ Und dann verank für Magdalene von Prince-Massow Europa, und Afrika tauchte auf...

... nur ihre Pflicht getan!

Ja, diese tapfere Frau hat ihre Pflicht getan, aber diese Pflicht war schwerer, als sie Tausenden von Frauen auferlegt wurde. Diese Pflicht begann, als Magdalene von Massow den Leutnant Prince heiratete, der einer der ersten Offiziere unter Wisjmann war. Sie erklärte sich bereit, mit ihm in das unbekannte Innere der jungen Kolonie Deutsch-Ostafrika zu ziehen. Damals erregte dieser Entschluß Aufsehen, alle rieten der jungen Frau ab, denn Deutsch-Ostafrika war noch völlig unerschlossen, bewegt von Eingeborenenaufständen, ohne die leiseste Spur irgendeiner Kultur. Aber Magdalene von Massow war Soldatenkind — und jetzt Soldatenfrau!

So zog sie als erste deutsche Frau in das unbekannte Kolonialland, ganz allein, ohne eine andere Frau, ganz auf sich gestellt!

Sieben Jahre lang kein Heim, sieben Jahre lang ein Kampf um das nackte Leben. Sie hielt aus, sie war der Engel für die Soldaten und Offiziere, denen sie mitten in der Wildnis ein Stückchen deutscher Heimat bereitete.

Und dann kamen Jahre des Glücks, als sie mit dem geliebten Mann

zusammen eine große Musterfarm bewirtschaften durfte. Sie schenkte der jungen deutschen Kolonie den ersten Bürger, ihren ältesten Sohn, dem vier Brüder folgten. Aber Afrika nahm dieses Kind ihr wieder, Tropenfieber raffte es im fünften Lebensjahr dahin. Deutsch-Ostafrikas erster Bürger liegt in afrikanischer Erde begraben. Die anderen vier Söhne wurden kräftige, stramme Jungen, richtige Farmerkinder. Und Magdalene von Prince-Massow wurde „Malumba“, die „Mutter aller Mütter“, zu ihr kamen alle, die Trost und Rat suchten. Sie war für alle da.

Und dann kam der Krieg! Er nahm dieser Frau alles! Der geliebte Mann fiel an der Spitze der Usambara-Farmer in der siegreichen Schlacht von Langa. Man brachte der Frau die Nachricht, daß die englischen Truppen auf ihre Farm zu marschieren und rief ihr, zu fliehen. Sie sagte „Nein“, sie blieb, ihr ist es zu danken, daß den tapferen Kolonialtruppen unter Lettow-Vorbeck die nötigen Nahrungsmittel zur Verfügung gestellt werden konnten. Sie organisierte den Anbau von Kartoffeln und Mais, sie schickte Tausende von Päckchen an die Truppen. Sie stand in vorderster Front als tapfere Soldatenfrau.

Ausgewiesen.

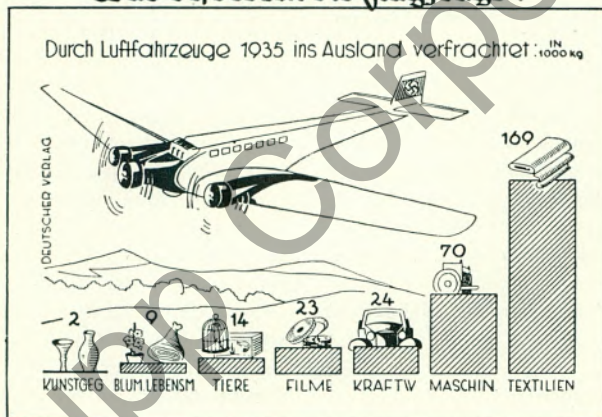
Bei Kriegsende wies man Magdalene von Prince-Massow mit ihren vier Kindern aus. Die Engländer fürchteten den Einfluß dieser Frau auf die Eingeborenen, die „Malumba“ beinahe wie eine Göttin verehrten. Arm kam sie in eine Heimat zurück, die für sie keine Heimat mehr sein konnte. Man verstand sie nicht mehr, man wußte nichts von ihren Leistungen. Bitter zog sie nach Wien und schlug sich kümmerlich durchs Leben.

Aber die Hoffnung auf ein neues Deutschland hat sie nie aufgegeben, sie war eine der ersten Kämpferinnen für das Dritte Reich.

Und dann, vor zwei Jahren, schloß sie ihre Augen für immer. Eine schwere Krankheit, die sie sich im Dienste der Tropen geholt hatte, zehrte ihre letzten Kräfte auf. Nie hat sie der Mut verlassen, sie war Optimistin bis zum letzten Tag. Als man sie kurz vor ihrem Tode besuchte, sagte sie: „Mein Ältester, der wieder drüben in Ostafrika ist, der wartet, daß ich überkomme!“ Sie hat diese Reise nicht mehr machen dürfen.

Und nun findet Magdalene von Prince-Massow ein Ehrengrab in ihrer alten Vaterstadt Liegnitz. Wir Deutschen können stolz auf diese Frau sein, die alles für ihr Vaterland gab, die nie etwas selber wollte und nur auf eins stolz war, auf den Ehrentitel „Malumba“, auf den schönsten Namen: „Mutter aller Mütter!“
Senta Reckel.

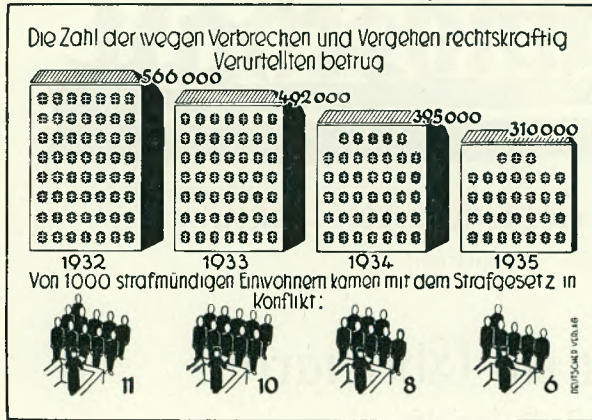
Was befördern die Flugzeuge?



Wie setzt sich die Luftfracht zusammen?

Man nimmt im allgemeinen an, daß auf dem Luftwege nur leicht verderbliche Ware befördert wird, weil der Luftweg wohl der schnellste, aber auch der teuerste ist. Das ist aber nicht ganz richtig. Selbst Autos reisen auf dem Luftwege, und der größte Posten der Luftfracht sind Textilien, die eben schnell an irgendeinen Ort hinkommen müssen.

Der Strafrichter hat weniger zu tun!



Abnahme der Kriminalität.

Zu den Notwendigkeiten der Volkserhaltung und Gemeinschaftssicherung zählt auch der Kampf gegen das Verbrechen. Die Feststellung des Reichsministers Dr. Frank auf dem Nürnberger Parteitag über die Abnahme der Kriminalität zeigt, daß der seit der Machtübernahme zu verzeichnende Aufschwung des gesamten völkischen Lebens, insbesondere die dadurch herbeigeführte Beendigung des politischen Haders und Kampfes, die einheitliche weltanschauliche Ausrichtung des Volkes, der wirtschaftliche Aufstieg und das wiederhergestellte Vertrauen zu einer entschlossenen und zielbewußten Führung sich auch hier auswirkte. Hand in Hand mit dem Rückgang der Verurteilungen geht auch die Anzahl der Anzeigen zurück, die von der Kriminalpolizei bearbeitet werden müssen.

Wieviel „taugt“ eine Lüge?

Von Henry S. Pringle, Dozenten für Zeitungswissenschaft an der Columbia-Universität in Newyork, in „The Reader's Digest“, Pleasantville (Newyork).

Wir saßen in einem kleinen Zimmer des „Laboratoriums für wissenschaftliche Aufdeckung von Verbrechen“ der Northwestern-Universität in Chicago. Auf einem Tisch hinter mir stand eine kleine kastenartige Maschine, der Keelersche Polygraph, gewöhnlich der „Lügenenthüller“ genannt, und ich wurde einer Prüfung auf meine Wahrheitsliebe unterworfen. Der Erfinder der Vorrichtung, Professor Leonard Keeler von der juristischen Fakultät der Northwestern-Universität, leitete die Prüfung.

„Sie haben heute morgen gefrühstückt?“ fragte er mit gleichgültiger Stimme.

„Ja.“

„Sie sind mit der Bahn nach Chicago gekommen?“

„Ja.“

„Kommen Sie immer gut mit Ihren Schriftleitungen aus?“

„Zimmer“, antwortete ich.

Nun war die letzte Antwort natürlich eine glatte Lüge. Kein Schriftsteller entgeht Streitigkeiten mit Schriftleitungen. Und ich war froh, daß die Fragen nicht allzu heikel gewesen waren, denn die auf und abgehenden Linien auf dem Registrierstreifen des Polygraphen zeigten nur allzu klar an, wann ich gelogen hatte. Die Physiologen und Psychologen wissen seit Jahren, daß der Körper unter dem Einfluß von Furcht oder anderen Gemütsbewegungen gewissen unfreiwilligen Veränderungen unterliegt. Jeder erlebt unter solchen Umständen, daß das Blut ihm zu Kopfe steigt oder daß ihm die Kopfhaut prickelt. Diese Formen unfreiwilligen Reagierens erklären die Leistung des Keelerschen Polygraphen, der Veränderungen in der Atmung, im Puls und im Blutdruck aufzeichnet. Seit fünf Jahren ist er an der Northwestern-Universität in Betrieb, und mehr als 15 000 Personen sind mit ihm untersucht worden, wobei ihre Versuchslügen mit einem sehr hohen Grad von Genauigkeit aufgedeckt wurden. Die Staatspolizei in Michigan, Pennsylvania und Rhode Island benutzt Polygraphen zur Erlangung der Geständnisse von Verbrechern, desgleichen die Polizei von Berkeley und Palo Alto in Kalifornien, von Cincinnati und Wichita — mit bemerkenswerten Ergebnissen.

Strenggenommen wird der Polygraph gerichtlich nicht anerkannt.

Ein Angeklagter kann nicht gezwungen werden, sich der Prüfung seiner Wahrhaftigkeit zu unterwerfen und dann das Ergebnis vor Gericht gegen sich gelten zu lassen. Dies ist vernünftig — ein Angeklagter hat das verfassungsmäßige Recht, sich zu weigern, gegen sich selbst anzufagen.

Gewöhnlich bedient man sich daher des Polygraphen in Strafverfahren, ohne das Ergebnis dem Gericht vorzulegen. Dem Angeklagten fällt die Weigerung, sich der Prüfung zu unterwerfen, schwer, weil sie ein ziemlich deutliches Schuldbekenntnis ist. Außerdem sind die Angeklagten in der großen Mehrheit durchaus überzeugt, daß sie den kleinen schwarzen Kästen überlisten können, und machen deshalb keine Einwendungen. Andere bilden sich ein, sie könnten der Aufdeckung entgehen, indem sie sich weigern, überhaupt eine Antwort zu geben. Sie reagieren aber darum doch auf die Fragen, die zu ihrer Schuld in irgendeiner Beziehung stehen. Und 75 % aller Personen, die am „Lügenenthüller“ schuldbewußte Reaktionen aufweisen, legen ein volles Geständnis ab, nachdem man ihnen die unbarmherzigen Aufzeichnungen ihrer Wahrheitsverdrungen durch den Polygraphen vor Augen geführt hat. Zum Beispiel:

Ein Einbrecher wurde in einem Privathause von dem Besitzer dabei erappt, wie er einen Geldschrank zu öffnen versuchte. Der Dieb wollte durch ein Fenster flüchten, riß aber in der Eile einen schweren Vorhang herunter. So behindert, rannte er der Tür zu und erschloß den Hausherrn im Laufenden. Am nächsten Morgen wurden fünf Verdächtige aufgegriffen. Sie alle beteuerten ihre Unschuld und waren mit der Untersuchung durch Professor Keeler und seinen Polygraphen einverstanden. Die von ihm gestellten Fragen hatten keinen unmittelbaren Bezug auf das Verbrechen. Typische Fragen waren: „Befindet sich vor dem Fenster Ihres Wohnzimmers eine Feuerleiter?“ „Haben Sie schwere Vorhänge, die vielleicht herabgerissen werden können?“ Die Männer waren sämtlich nervös, doch zeigte keiner eine spezifische Gemütsreaktion auf irgendeine der Fragen.

Zwei Tage später wurden zwei weitere Männer verhaftet. Einer von ihnen gab keine Anzeichen, daß er lüge. Der zweite reagierte heftig auf Fragen, die das Zimmer beschrieben, in dem sich das Schießen ereignet hatte. Es wurde sofort eine zweite Probe vorgenommen, in der ihm direkte Fragen gestellt wurden: „Versuchten Sie, jenen Geldschrank zu öffnen?“ „Haben Sie einen Mann erschossen?“ Der Verdächtige leugnete heftig, aber der Polygraph betriet ihn. Als man ihm die Ergebnisse zeigte und ihn zu einer Erklärung aufforderte, gab er zu, daß er geschossen habe. Die Keelerschen Alken sind voll ähnlicher Beispiele, die zeigen, wie der Polygraph Verbrechen aufgeklärt hat.

Der Polygraph ist eine ganz einfache Sache. Der zu Untersuchende sitzt in einem ruhigen Zimmer; der Apparat und der ihn Bedienende befinden sich hinter ihm. Um seinen Arm wird eine gewöhnliche Blutdruckmanschette gelegt, wie der Arzt sie zur Blutdruckmessung benutzt. Ein Pneumograph genannter Gummischlauch wird um seine Brust gelegt. Hohle Gummischläuche führen von der Manschette und dem Pneumographen zu kleinen Metalltrommeln, an denen zwei Schreibfedern angebracht sind. Diese bewegen sich, wenn sich Blutdruck und Atmung dessen, der sich der Prüfung unterwirft, infolge der an ihn gestellten Fragen ändern, und die Schwankungen werden auf einem Papierstreifen, der sich langsam um eine Trommel bewegt, aufgezeichnet.

Der Polygraph weist glänzende Leistungen auf dem Gebiet der privaten Aufdeckung von Verbrechen auf. Alle Banken leiden unter den sogenannten Zahlischverlusten. Manche entstehen aus ehrlichen Versehen, aber nicht alle. Eine Bank in Chicago mit achtzig Angestellten verlor auf diese Weise jährlich 1200 bis 1500 Dollar. Dann wurde Keeler zugezogen, um alle Angestellten, durch deren Hände Geld ging, einer Prüfung zu unterwerfen. Er empfahl die Entlassung einiger von ihnen. Er prüfte die an ihre Stelle tretenden neuen Angestellten. Es wurde bekanntgegeben, daß der Polygraph von Zeit zu Zeit wieder benutzt werden würde, und in jenem Jahre gingen die Verluste auf 500 Dollar zurück.

Der Polygraph ist außerordentlich vielseitig. Bei geschickter Bedienung kann er die Person, die untersucht wird, zwingen, anzugeben, wo Geld oder andere Diebesbeute versteckt worden ist. Keeler hat dies bereits zuwege gebracht, doch können die Fälle aus polizeilichen Gründen nicht bekanntgegeben werden. Nehmen wir einmal an, es seien 100 000 Dollar aus einem Panzerauto geraubt worden. Die Räuber entkommen, werden aber eine Woche später gefaßt. Ihre Fingerabdrücke stimmen mit an dem Wagen gefundenen überein, und nach einiger Zeit geben sie den Raub zu.

„Und nun“, sagt die Polizei, „wo sind die 100 000 Dollar?“

„Das möchten Sie wohl gern wissen?“ antworten die Räuber.

Allein der Lügenenthüller kann sie zum Sprechen bringen. Der erste Schritt zur Auffspürung der Beute ist der, daß man vor die Diebe, die man einzeln mit dem Polygraphen prüft, eine Karte der Stadt legt, in der das Geld vielleicht versteckt ist. Der Prüfer deutet auf der Karte auf diesen oder jenen Teil der Stadt.

„Ist das Geld hier versteckt?“ fragt er mit ermüdendem Wiederholen.

Hartnäckige Verbrecher verweigern die Antwort, aber ihr Blutdruck steigt, wenn die Fahrt heiß wird, und die Kurve des Polygraphen verrät sie. Schließlich verengt sich das Suchfeld auf ein kleines Stück der Karte. Dann benutzt man eine vergrößerte Karte dieses Gebietes und fragt weiter; das Verfahren wiederholt sich, bis schließlich der genaue Ort der Beute festgestellt ist.

Bei dem berühmtesten Verbrechen dieses Jahrhunderts wurde der Polygraph nicht benutzt. Einige Monate vor der Hinrichtung Bruno Hauptmanns suchte seine Frau das Laboratorium der Northwestern-Universität für Aufdeckung von Verbrechen auf. Sie sagte, sie wüßte sich einer Prüfung durch den Lügenenthüller zu unterwerfen. Sie deutete an, daß sie, wenn es gelänge, sie von der Wirksamkeit des Polygraphen zu überzeugen, die Behörden von New Jersey überreden werde, ihren Gatten einer ähnlichen Prüfung zu unterwerfen.

Frau Hauptmann wurde in das kleine Zimmer geführt, in dem sich der Polygraph befindet. Keeler begann mit der einfachsten aller Fragen. Er fragte sie nach ihrem Alter.

„Sie haben nicht die Wahrheit gesagt“, sagte er milde, als es vorbei war. Dann fand er ihr wirkliches Alter heraus.

„Ich glaube, es ist besser, Sie richten keine weiteren Fragen an mich“, sagte sie. „Ich fürchte, meine Anwälte würden Einspruch erheben.“

Danach erfolgte keine weitere Anregung zu einer Prüfung Hauptmanns durch den Polygraphen.

Ein Versuch der Akklimatisierung des Kamels in Dänemark.

Aus einem Aufsatz von J. Mesmin in „Sciences et Voyages“, Paris.

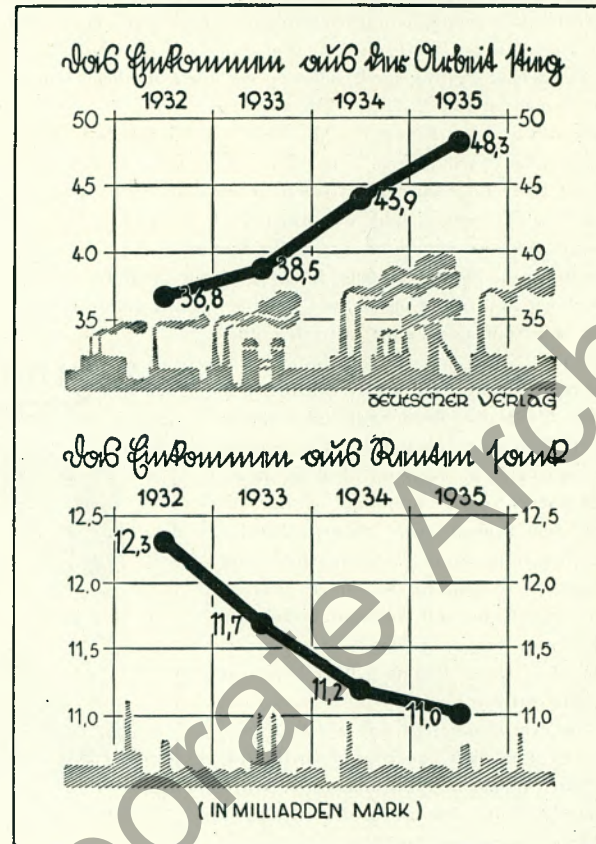
Man möchte glauben, daß die Verteilung der Haustiere auf die verschiedenen Länder der Erde seit langem feststeht. Wie weit man auch in der Geschichte zurückgehen mag, man sieht, daß immer wieder die gleichen Rassen in denselben Ländern verwendet werden. Das scheint sich ganz logisch aus der besonderen Natur des Landes und aus der günstigsten Anpassung der Art an die dort herrschenden Lebensbedingungen zu erklären.

Das klassische Beispiel für diese Theorie ist das Kamel. „Es scheint aus Arabien zu stammen“, sagt Buffon, „denn es ist dort nicht nur am stärksten vertreten, sondern Arabien ist auch das Land, dem seine Eigenart am besten entspricht. Arabien ist das trockenste Land der Welt, in dem Wasser eine Seltenheit ist; das Kamel ist das anspruchsloseste Geschöpf unter den Tieren und kann tagelang leben, ohne zu trinken. Der Boden ist fast überall trocken und sandig; die Füße des Kamels sind für das Gehen im Sande wie geschaffen, dagegen kann es sich auf feuchtem, schlüpfrigem Boden kaum halten. Gras und Weiden sind im Lande nicht vorhanden, der Ochse fehlt auch, und das Kamel ersetzt ihn als Lasttier. Das wahre Vaterland eines jeden Tieres ist das Land, dem es gleicht, das heißt dessen Natur es am meisten angepaßt ist.“

Heutzutage allerdings, wo die Versuche der Akklimatisierung einen großen Aufschwung genommen haben, ist das Kamel, abgesehen von den Exemplaren in den zoologischen Gärten, über die verschiedensten Länder verstreut. Schon im 17. Jahrhundert führte man mehrere Dutzend Dromedare in Toskana ein, um sie in den dortigen trockenen Landstrichen zu verwenden. Sie paßten sich dem Lande so gut an, daß sie ein Jahrhundert später fünfmal so zahlreich waren, und bis zum heutigen Tage holen sich fast alle Menagerien dort ihren Ertrag.

Etwas Eigenartiges oder vielmehr Ausgefallenes stellt allerdings der kürzlich unternommene Versuch dänischer Bauern dar, das Kamel zu akklimatisieren und seine Aufzucht zu fördern, denn gerade das Kamel

Weniger Arbeiter-weniger Sozialrentner!



Das Arbeitseinkommen steigt.

Das Verhältnis zwischen dem Einkommen, das auf produktive Arbeit zurückzuführen ist, und dem Renteneinkommen hat seit dem Jahre 1932 eine überaus günstige Entwicklung genommen. Während im Jahre 1932 das gesamte Renteneinkommen noch ein volles Drittel des Arbeitseinkommens ausmachte, betrug es im Jahre 1935 nur noch wenig mehr als ein Fünftel. Die Veränderung würde noch größer sein, wenn man nur die aus den öffentlichen Kassen fließenden Renten berücksichtigen würde. Die Zahlungen aus öffentlichen Kassen gingen nämlich in der gleichen Zeit von 9,1 auf 7,5 Milliarden RM. zurück. Dabei sind die Leistungen der Sozialversicherung seit 1932 beträchtlich angestiegen. Diese Zunahme wird aber durch den Rückgang der Arbeitslosenunterstützung weitaus übertroffen.

scheint am wenigsten für einen derartigen Versuch geeignet. Die nördliche Lage Dänemarks, sein ausgesprochenes Seeklima (also genau das Gegenteil vom Wüstenklima) mit niedriger Durchschnittstemperatur, wo Nebel und regenreiche Winde vorherrschen, scheinen auf den ersten Blick keinen idealen Aufenthalt zu bieten für ein Lebewesen, das Wärme und Trockenheit über alles liebt.

Man versteht daher zunächst nicht recht die Gründe, die die dänischen Züchter zu diesem Schritt veranlaßt haben, da ihnen doch unvergleichlich schönes Vieh zur Verfügung steht. Kurz, wenn das von einem anderen Lande berichtet würde, so könnte man an eine Wette oder an eine Laune glauben. Aber gerade bei Dänemark mit seiner hochentwickelten Landwirtschaft, die von seinem Können Beweis ablegt und für andere Völker vorbildlich ist, kann es sich nicht um eine unfruchtbare Spielerei handeln. Es müssen also gewichtigere Gründe vorhanden sein.

Früher war Dänemark bekanntlich einer der Hauptgetreidelieferanten Europas. Aber die Verhältnisse haben sich geändert. Die russische und amerikanische Konkurrenz haben den Markt aus dem Gleichgewicht gebracht. Der dänische Bauer konnte sich aber nicht dazu entschließen, die Preise herabzusetzen. Wenn in Dänemark eine Industrie nicht recht vorankommt, wartet man nicht darauf, daß ein anderer hilft. Man versucht, sich allein aus der Patsche zu ziehen. Wenn ein Gewerbe nicht mehr geht, wendet man sich einem anderen zu.

So haben es auch die dänischen Bauern gemacht. Da der Ackerbau sich

nicht mehr rentierte, warfen sie sich auf die Viehzucht. Um aber eine Überproduktion zu vermeiden und nicht die Preise zu verderben, taten sie sich zu Genossenschaften zusammen und lieferten ihre Erzeugnisse ohne Zwischenhandel direkt an den Verbraucher. So liefert der dänische Bauer auch heute noch seinen Beitrag zur Ernährung der Welt alljährlich unter anderem in Hunderten von Millionen Pfund Butter.

Wenn sich also das Kamel in Dänemark eingebürgert hat, so liegt das an seinen guten Eigenschaften. Die bekannteste ist seine Anspruchslosigkeit. Man hat zwar ungeheuer übertrieben, wenn man behauptete, es gäbe Kamele, die sich ausschließlich von alten Körben ernährten, monatelang überhaupt nichts tranken usw. Tatsächlich können die Kamele, wenn ihnen frisches Grün zur Verfügung steht, lange Zeit ohne Flüssigkeit auskommen. Bei trockener Nahrung dagegen, wie sie in der Wüste üblich ist, können sie nur vier bis fünf Tage, ohne zu trinken, auskommen.

Von den Vorteilen, die das Kamel bietet, ist an erster Stelle die Kamelmilch zu nennen; sie ist wirklich ganz vorzüglich. Der einzige Fehler, den man ihr nachsagt, daß sie nämlich dick und fettig sei wie Sahne, ist nur ein Vorteil und beweist ihren hohen Buttergehalt. Wenn manchmal Kamelbutter etwas stark schmeckt, so liegt das nur an der unzureichenden Zubereitung, an der Unsauberkeit des Eingeborenen, der sie geknetet hat, oder an der Unsauberkeit der Gefäße. Aber in einem Lande, das mit den modernsten Methoden arbeitet, in dem Sauberkeit das oberste Gesetz ist, braucht man nicht daran zu zweifeln, daß diese Butter zu einem Nahrungsmittel erster Güte werden kann, das jedem Vergleich mit ähnlichen Erzeugnissen standhält.

Hinsichtlich der Bewertung des Fleisches ist das Kamel dem Rind unterlegen. Das einzige am Kamel, was ausgezeichnet schmeckt, ist der Höcker. Allerdings muß er von einem jungen Tier stammen.

Bleibt noch die Kamelwolle. Sie hat vorzügliche isolierende Eigenschaften und läßt sich leicht verarbeiten. Sie verdient einen besonderen Platz bei der Bewertung des Tieres. Schließlich ist das Kamel in seiner Heimat noch als Lasttier von großem Wert, aber das Auto ist schneller, und der Ochse zieht anscheinend besser und regelmäßiger. Wohl gemerkt, es handelt sich in Dänemark um einen Versuch. Daß er nicht ohne Geratewohl unternommen worden ist, dafür bürgen der Wirklichkeitsinn und der Unternehmungsgeist der Dänen. Wie er auslaufen wird, wissen wir heute noch nicht. Das wird die Zeit lehren.

„Nüchterne Arbeiten.“

Aus „Der Kaufmann überm Durchschnitt“, Hans Bött Verlag, Berlin.
Es gibt nicht nüchterne Arbeiten. „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“ heißt ein tief sinniges Wort eines alten griechischen Philosophen. Die Schönheit einer Landschaft erblüht erst im Auge des sie betrachtenden naturbegeisterten Menschen. Dem Auge eines stumpfen Gesellen ist sie reizlos. Die Landschaft hat also nur die Schönheit, die der Mensch, in dessen Auge sie sich spiegelt, ihr verleiht. Wäre die Erde nur von Wesen bevölkert, die des Schönheitssinnes ermangeln, so gäbe es auch nicht den Begriff der Naturschönheit. Ein Gemälde ist ein mit Farbstoffen bedecktes Stück Leinwand. Im übrigen ist es das, wozu es die Sinne seiner Beschauer umbildet: ein hohes Kunstwerk oder ein Stück Tapete oder ein Mißbrauch wertvoller Leinwand und kostbarer Farben. So dürfen wir auch sagen: Es gibt keine Arbeit, die „an sich“ nüchtern wäre. Keine Arbeit

ist nüchtern, wir hätten denn selbst die Nüchternheit, die Öde und Langweiligkeit in sie hineingelegt. Setzen wir den Fall nur als Beispiel, du habest hundert Briefumschläge mit Anschriften zu versehen. Das allgemeine Urteil in bezug auf eine solche Arbeit ist, sie sei höchst nüchtern, sie sei geisttötend. Glaube es nicht. Es ist im Gegenteil eine sehr reizvolle Arbeit, wenn du sie mit Reiz ausstattest. Überlege dir, bevor du anfängst: Wo muß das Wort „Herrn“ hingefügt werden, wo der Name, wo der Ort, wo die Straßenangabe, damit sich ein harmonisches Schriftbild entwickle, dessen einzelne Teile in schöner, wohlwunder Ausgeglichenheit zueinander stehen? Das erstmal scheint es dir noch nicht gelungen, beim zehnten Male glaubst du, die Lösung der schwierigen Aufgabe gefunden zu haben, und die stete Beobachtung einer Schönheitsregel, wie du sie dir selbst gebildet hast, hält dich in Spannung, bis die Arbeit vollendet ist. Doch

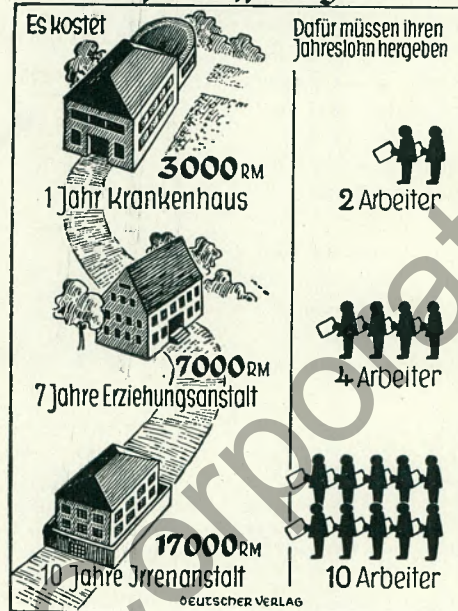
glaube nicht, der Reiz der Sache sei hiermit erschöpft. Wie steht es mit der Form der Buchstaben? Ließe sich das große H oder S, mit dem jede Anschrift beginnt, nicht hübscher abrunden, nicht geschlossener hinsetzen und mit feinerem Schwunge? Mach aus der Arbeit eine Schreibübung, und dir wird die Zeit über ihr wie im Fluge vergehen. (Mach aus jeder Arbeit eine Übung.) Und wie steht es mit der Richtigkeit deiner Abschreibearbeit? Da hast du einen neuen Punkt, an dem ein Hebel eingesezt werden kann, der deinen Geist schwebend erhält. Überlege dir einen Plan, nach dem sich so arbeiten läßt, daß Fehler gar nicht aufkommen können oder doch sofort erkannt werden. Du weißt, man spricht so viel von „Organisation“ und rühmt den Geist der Leute, die sich auf sie verstehen. Nun: „organisiere“ deine Arbeit selbst. Errichte dir ein eigenes „Taylor-System“, nach dem sie am besten ausgeführt werden kann, so nämlich, daß kein Handgriff geschieht, der nicht von vollendeter Zweckmäßigkeit ist. Schaffe dir einen Plan, nach dem du mit dem geringsten Aufwande an Mitteln die größte Arbeitsleistung gewinnst. Es ist hierin auch die Arbeitsschnelligkeit eingeschlossen, die wir noch gar nicht

betrachtet haben. Hast du es nicht schon an dir erlebt, wie fortreizend die Beobachtung der eigenen Arbeitsschnelligkeit ist, wie sie zur Fortsetzung treibt und Ermüdung fernhält. Doch noch immer sind wir nicht am Ende mit dem Aufzählen der Freuden, die aus deiner schlichten Arbeit erwachsen können. Die Anschriften, die du zu schreiben hast, erzähle nämlich alle Geschichten, und du darfst, wenn dein Geist noch immer nicht

genügend beschäftigt sein sollte, von Zeit zu Zeit dein inneres Ohr öffnen, um zuzuhören. Du schreibst vielleicht gerade den Firmennamen: G. Le Blanc & Co., Berlin. Aha, denkst du, dieser Herr Le Blanc ist sicherlich ein Nachkomme eines der französischen Emigranten, die zur Zeit der französischen großen Revolution aus ihrem Vaterlande flüchten mußten. Aber du kannst diesen Gedanken gar nicht weiterspinnen, so unterhaltend es wäre, denn du bist schon bei der Firma August Piesche und fragst dich, ob das nicht ein ausgesprochen berlinischer Name wäre. Und ein paar Sekunden verteilen deine Gedanken bei deinem ersten Besuch Berlins, nur ein paar Sekunden, denn schon hat dich die Arbeit nach Dresden geführt, und es steigt der Wunsch in dir auf, diese Stadt kennenzulernen. Gerade gestern hast du eine Schilderung ihrer Schönheiten gelesen. Wir haben hier nicht so viel Papier, um alle die Geschichten wiedergzugeben, die dir deine Briefaufschriften erzählen würden, wenn du Lust hättest, zuzuhören.

Glaubst du noch, daß es nüchterne Arbeiten gibt? Soviel ist sicher, wer jede als nüchtern verschriene Arbeit so ausführt, wie es hier eben gezeigt worden ist, der wird bald an einer Stelle stehen, wo er seine Arbeit selbst bestimmen darf.

Was kostet die Betreuung Schwachsiniger?

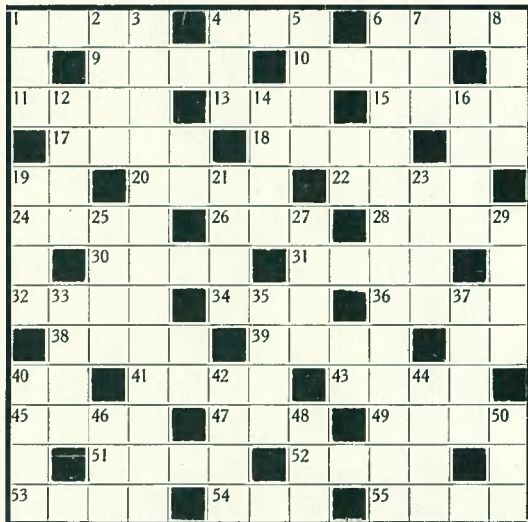


Wer bezahlt den Unterhalt für Schwachsinige?

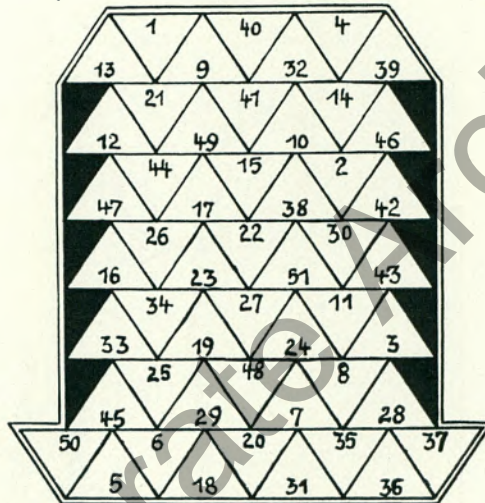
Die Stimmen, die vor der Gefahr der unverminderten Fortpflanzung Erbkranker warnen, mehren sich heute auch im Ausland. Die nationalsozialistische Regierung hat bereits mit dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses die Konsequenz daraus gezogen. Vergleicht man nun die Kosten, die Unterhalt und Überwachung eines Schwachsinigen verursachen, mit dem Einkommen schwer arbeitender Volksgenossen, so zeigt sich in einem typischen Falle, daß in achtzehn Jahren sechzehn Arbeiter ihren vollen Jahreslohn dafür hergeben müssen. Würde man außerdem die Kosten hinzurechnen, die aus Rechtspflege, Verwaltung usw. entstehen, so würden die Kosten sich noch mehr erhöhen.

Der Nussknocker

Zitat im Kreuzworträtsel.



Erwörterrätsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 irischer Dramatiker, 4 Singstimme, 6 Kapitalverbrechen, 9 Leil des Schiffes, 10 Laubbaum, 11 Nebenfluß der Elbe, 13 Heilmittel, 15 Name eines Polarschiffes, 17 Gefäß, 18 scharfer Bergrücken, 20 Nebenfluß des Rheins, 22 Fluß in Sibirien, 24 Staat der USA., 26 nordische Göttin, 28 Fluß in Rußland, 30 nordischer Gott, 31 Gebirge in Griechenland, 32 ägyptische Göttin, 34 bedrängte Lage, 36 Laffe, 38 Gewässer, 39 Stadt in der Ukraine, 41 Herrscheranrede, 43 Häuslingswohnung, 45 arabisches Königreich, 47 erotischer Vogel, 49 Wasservogel, 51 Nebenfluß der Donau, 52 Stadt in Hannover, 53 Brettspiel, 54 griechischer Buchstabe, 55 Leil des Gesichts; b) von oben nach unten: 1 Sportgerät, 2 Blutgefäß, 3 und 6 hintereinander gelesen ein Wort von Gneisenau, 4 Leil des Schauspiels, 5 Kohleprodukt, 7 nordische Münze, 8 Schuhwall, 12 Kartenspiel, 14 landwirtschaftliches Gerät, 16 arabischer Volksstamm, 19 Aderschlag, 21 Nebenfluß der Havel, 23 chemisches Element, 25 ehelicher Rufname, 27 französischer Schriftsteller, 29 Erquickung, 33 orientalischer Titel, 35 Fluß im Harz, 37 Heizgerät, 40 Zimmerschmuck, 42 Vogel, 44 Verpackungsgewicht, 46 Körperteil, 48 Stadt in Südtirol, 50 Gewässer.

a-a-b-c-d-d-d-d-e-e-e-e-e-e-e-e-e-e
g-g-g-h-i-i-i-i-l-l-m-n-n-n-n-n-n-n-n-r
-s-t-t-t-t-u-u-u-w-w-w-z-z-z.

Aus obigen Buchstaben sind Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden. Die Buchstaben entsprechen je einer Ziffer und sind in die betreffenden Nummerfelder der Figur einzutragen. Nach richtiger Lösung ergeben die waagerechten Buchstabenreihen, hintereinander gelesen, einen Spruch. Der Spruch sowie die zu erratenden Wörter enthalten die gleichen Buchstaben in gleicher Anzahl. Die Wörter bedeuten:

1 2 3 4 nordische Sagenammlung. 5 6 7 8 nordische Meerenge. 9 10 11 12 Pelzart. 13 14 15 16 europäische Hauptstadt, 17 18 19 20 Naturerscheinung. 21 22 23 Gestalt aus dem Nibelungenlied. 24 25 26 nicht geräumig. 27 28 29 30 31 Kleidungsstück. 32 33 34 englische Insel. 35 36 37 Befestigung. 38 39 40 Nebenfluß der Donau. 41 42 43 Leil des Auges. 44 45 46 47 48 industrielle Anlage. 49 50 51 Antilopenart. F. B.

Lösungen aus dem Januarheft.

Wortschatzaufgabe.

„Das Werk“.
Stimmt!
N(ar)r.

Verwandlung.

Alba, Troffe, Albatrosse.

Entnahme-Zusammenstellrätsel „B“.

(Gefesslich geschüßt.)

I. 1. Basalt, 2. Bergen, 3. Borneo, 4. Balkan, 5. Bambus, 6. Buerde.
II. Singen. III. Tilsit.

Rösselsprung.

Über Schneebedeckter Erde
Blaut der Himmel, haucht der Söhn —
Ewig jung ist nur die Sonne!
Sie allein ist ewig schön!
Heute steigt sie spät am Himmel,
Und am Himmel sinkt sie bald,
Wie das Glück und wie die Liebe,
Hinter dem entlaubten Wald.

R. Ferdinand Meyer.

Rätsel.

Fest hast du mich nun auserforen.
Du kennst mich nicht. Doch kennst du mich,
So habe ich den Reiz verloren.
Die Lösung sagt dir's sicherlich.

Reimrätsel.

Stein - Maus - Bohne - Bau - List - Leine - Riese - Drohne - Gau.
Zu jedem der vorstehenden Wörter ist ein anderes Wort zu suchen,
das sich mit diesem reimt. Die richtigen Wörter ergeben ein Sprichwort.
W. J.

Hat Wilhelm Busch recht?

bstim	ensel	kraut	ohnsb
rchde	rille	sargw	sauer
schau	traup	tsieh	werdu

Die Kästchen ergeben, richtig geordnet, einen Spruch von Wilhelm Busch.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Wenn der Frühling
auf die Berge steigt!

Zeichnung von Hans Füsser.

Der Steuerbeamte bewarb sich um ein Mädchen.
Er sprach von der Liebe, er sprach von der Ehe.
Das Mädchen schwieg.
Das Mädchen schwieg ihm zu lange.
„Ich vermissе noch immer Ihr Bekenntnis“, sagte da der Steuerbeamte, „wenn Sie es nicht innerhalb zehn Minuten vom Empfang meiner Aufforderung an gerechnet einbringen, schreite ich zur Selbsteinschätzung.“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

„Diese Flasche Wein hat mir meine Frau mit auf die Reise gegeben. Bei jedem Schluck soll ich an sie denken!“
„Scheint ein guter Tropfen zu sein — lassen Sie mich mal mitdenken!“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Das Paar ging durch den Regen. Pötzlich sagte sie: „Ich muß sagen, mein Lieber, du bist eigentlich bedeutend aufmerksamer geworden, seitdem wir verheiratet sind. So behutsam hast du früher den Schirm nicht über mich gehalten!“
„Ja“, sagte der Mann, „früher mußte ich auch nicht für deine Kleider aufkommen!“
(Münchener Illustrierte Presse.)

Knubbel besucht mit seiner Frau die Oper. Man gibt „Freischütz“. Als in der Wolfschluchtzene der Sturm heult, Blitze zucken und der Donner grollt, flüstert Knubbel seiner Frau zu: „Dat Wedder hann ich ald zwei Dag en de Knoche.“
(Die Woche.)

Quitt.
Fritschen ist in der Speisekammer mit großer Vorsicht auf einen Stuhl gestiegen und hat den Marmeladetopf von dem Bord heruntergeholt; da kippt der Stuhl um, und er fällt polternd auf den Boden.

Gleich ist seine Mutter da. „Du Schlingel! Schon wieder wolltest du naschen! Hast du mir nicht gestern noch versprochen, es solle das letztemal gewesen sein?“

„Ja, Mutti.“
„Und habe ich dir nicht eine Tracht Prügel versprochen, wenn du dein Wort nicht hieltest?“

„Ja, Mutti! Aber wenn ich meins nicht gehalten habe, brauchst du deins auch nicht zu halten.“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Herr Mädrieh schlägt einen Nagel ein, Frau Mädrieh bemerkt dazu: „Du schlägst Nagel ein wie dr Blidz!“

„Wieso denne?“
„Dr Blidz drifft ooch meerschdendeels nicht zweemal dieselbe Schdelle.“
(Bosch-Zünder.)

Morgens drang abscheuliches Geschimpfe aus dem Badezimmer.
„Was hast du denn, Alois?“ fragte Frau Zündnadel.

„Was ich habe? Ein Rasiermesser, das so stumpf ist wie ein Besenstiel!“
kollerte er.

„Hab dich doch nicht so, dein Bart kann auch nicht zäher sein als mein Einoleum!“
(Münchener Illustrierte Presse.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Strasse 67. —
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Strasse 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.